



■ Stolpersteine in Ludwigsburg:

Zu Besuch bei verfolgten Nachbarn

Geschichten von Menschen aus Ludwigsburg,
die Opfer der Nazi-Verfolgung wurden

Oktober 2010

HIER WOHNTE
HANS FRISCHAUER
JG. 1863
FLUCHT 1938 PRAG
1939 GHETTO PRAG
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
IZBICA
ERMORDET 1942

HIER WOHNTE
META FRISCHAUER
GEB. VEIL
JG. 1885
FLUCHT 1938 PRAG
1939 GHETTO PRAG
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
IZBICA
ERMORDET 1942

HIER WOHNTE
WALTER FRISCHAUER
JG. 1920
FLUCHT 1938 PRAG
1939 GHETTO PRAG
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
IZBICA
ERMORDET 1942

HIER WOHNTE
ROBERT FRISCHAUER
JG. 1922
FLUCHT 1938 PRAG
1939 GHETTO PRAG
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
IZBICA
ERMORDET 1942

HIER WOHNTE
ANNA SZYLIT
GEB. SÄBEL
JG. 1899
AUSGEWIESEN 1938
NACH POLEN
ERMORDET SEPT. 1942 IN
TREBLINKA

HIER WOHNTE
SAMUEL SZYLIT
JG. 1888
AUSGEWIESEN 1938
NACH POLEN
ERMORDET SEPT. 1942 IN
TREBLINKA

HIER WOHNTE
MAX SZYLIT
JG. 1938
AUSGEWIESEN 1938
NACH POLEN
ERMORDET SEPT. 1942 IN
TREBLINKA

HIER WOHNTE
WILHELM SÄDER
JG. 1901
IM BUNDESLAND
VERHAFTET 04.8.1933
KZ HEUBERG
1933 DACHAU
ERMORDET 10.8.1941

HIER WOHNTE
FRANZ MARTIN
JG. 1906
VERHAFTET 1935
ERMORDET 1940 IN
HAUPTHAUSEN

HIER WOHNTE
MAX ELSAS
JG. 1858
AUSGEWIESEN 1941
KZ SAARBRÜCKEN
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 1942

HIER WOHNTE
OSKAR MANNHEIM
JG. 1902
VERHAFTET 17.8.1942
DEPORTIERT
AUSCHWITZ
ERMORDET 21.11.1942

HIER WOHNTE
FLORINA
OTTENHEIMER
GEB. BLOCH
JG. 1876
EINGEWIESEN 1939
'HEILANSTALT' ZWIEFALTEN
ERMORDET 1940 IN
'HEILANSTALT' GRAFENECK



**Geschichten von Menschen aus Ludwigsburg,
die Opfer der Nazi-Verfolgung wurden.**

**Damit die Mörder ihr Ziel nicht erreichen,
diese Menschen ganz auszulöschen.**

**Damit diese Menschen uns
an Toleranz und Menschlichkeit erinnern –
damit neue Nazis keine Chance haben,**

**damit wir totalitären Tendenzen
mit Zivilcourage entgegentreten.**



- 1 **Hans, Meta, Robert und Walter Frischauer**
Asperger Straße 34 14
- 2 **Anna, Samuel und Max Szylit**
Hospitalstraße 37 19
- 3 **Wilhelm Bader**
Bauhofstraße 14 23
- 4 **Franz Martin**
Bietigheimer Straße 21 29
- 5 **Max Elsas**
Marstallstraße 4 31
- 6 **Oskar Mannheim**
Schloßstraße 23 35
- 7 **Florina Ottenheimer**
Bei der Katholischen Kirche 2 37
- 8 **Julie und Salomon Kaufmann**
Kirchstraße 1* 43
- 9 **Dr. Walter Pintus**
Mathildenstraße 6 49
- 10 **Sara Ottenheimer, Jakob und Klara Greilsamer**
Mathildenstraße 8 53
- 11 **Salomon und Fanny Kusiel**
Seestraße 49* 63
- 12 **Anton Reinhardt**
Leonberger Straße 32 71
- 13 **Ida, Josef und Hannelore Wertheimer**
Friedrichstraße 22 75
- 14 **Siegmund Meyer**
Richard-Wagner-Straße 1* 79
- 15 **Antonie Orthal**
Meraner Straße 3 87

* = Stolperstein-Verlegung vorgesehen für April 2011



Osterholz-Allee

Wilhelm-Blos-Straße

16

16 **Hans Alfred Groß**

Wilhelm-Blos-Straße 25 89

< A 81 Schwieberdinger Straße

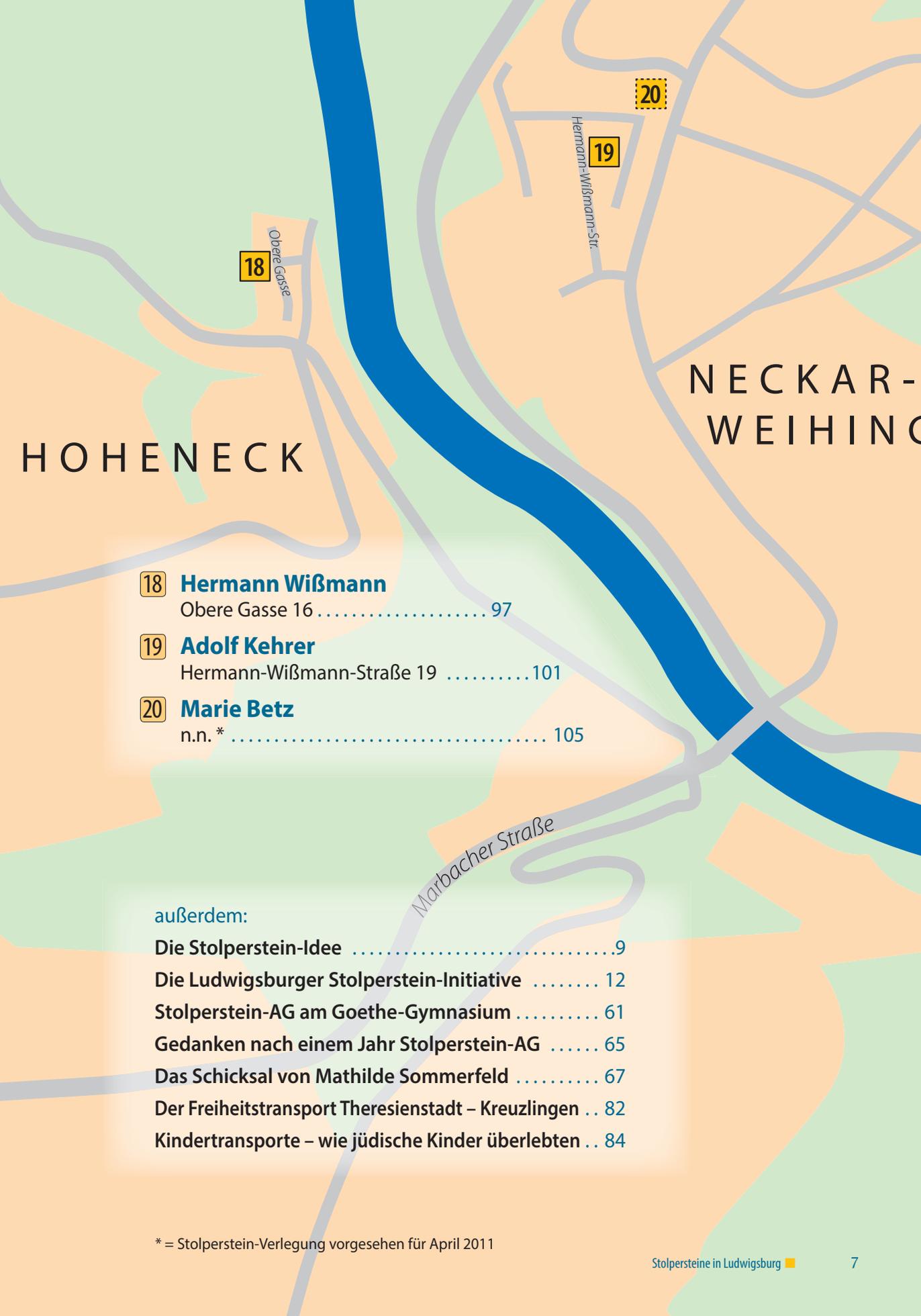
PFLUGFELDEN

17

Benzengasse

17 **Margarete Michelfelder**

Benzengasse 10 93



HOHENECK

NECKAR-WEIHING

- 18 Hermann Wißmann**
Obere Gasse 16 97
- 19 Adolf Kehrer**
Hermann-Wißmann-Straße 19 101
- 20 Marie Betz**
n.n. * 105

außerdem:

- Die Stolperstein-Idee9
- Die Ludwigsburger Stolperstein-Initiative 12
- Stolperstein-AG am Goethe-Gymnasium 61
- Gedanken nach einem Jahr Stolperstein-AG 65
- Das Schicksal von Mathilde Sommerfeld 67
- Der Freiheitstransport Theresienstadt – Kreuzlingen .. 82
- Kindertransporte – wie jüdische Kinder überlebten .. 84

* = Stolperstein-Verlegung vorgesehen für April 2011



Stolpersteine? Stolpersteine!

Im Januar 1995 verlegte ein Mann in Köln einige von ihm gefertigte Steine, deren Oberfläche jeweils den Namen und einige Lebensdaten eines Opfers der Nazidiktatur trugen, auf Gehwegen. Eine Genehmigung hatte er nicht, der Pfarrer seiner Kirchengemeinde hatte ihn ermutigt.

Es war die Geburtsstunde einer europaweiten Bewegung, die sich mittlerweile auch weltweit zum größten dezentralen Mahnmal gegen die faschistische Gewaltherrschaft entwickelt hat – der Künstler Gunter Demnig hatte das Projekt «Stolpersteine» in Gang gesetzt.

Demnigs Idee ist in den 15 Jahren seither in über 530 Städten und Gemeinden in Deutschland und in europäischen Nachbarländern aufgegriffen und mit mehr als 22.000 Stolpersteinen in die Wirklichkeit umgesetzt worden.

Bei der Herstellung lässt der Bildhauer sich inzwischen von einem Kollegen helfen, doch nach wie vor verlegt er alle

Steine eigenhändig. Monat um Monat kommen neue Stolpersteine hinzu.

Gunter Demnigs Konzept ist es, dem einzelnen Opfer seine menschliche Einzigartigkeit, seinen Namen und seine Biografie zurück zu geben, das Einzelschicksal aus der anonymen Millionenzahl der Ermordeten wieder heraus zu heben. Jeder Stolperstein liegt vor dem Haus, in dem der betreffende Mensch zuletzt zuhause war, präzise ausgedrückt: wo er «seinen letzten frei gewählten Wohnsitz» hatte.

So bemerken die Menschen von heute beim Blick nach unten wieder die Namen von Nachbarinnen und Nachbarn, die zum Opfer von Verbrechen wurden. Stolpersteine werden wie ein Pflasterstein ebenerdig verlegt – man stolpert nicht physisch, man stolpert mit dem Herzen und dem Verstand darüber.

Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen.

Primo Levi, 1919 – 1987,
Überlebender des KZ Auschwitz





Im April 2008 referierte Dr. Joachim Hahn vor der Stolperstein-Initiative und zahlreichen Gästen. Hahn ist unter anderem Autor des Buches «Jüdisches Leben in Ludwigsburg» und hat einen wichtigen Beitrag zur Erinnerung an die Menschen aus der Stadt geleistet, die vertrieben und ermordet wurden, weil sie nach der NS-Rassentheorie als Juden eingestuft wurden.

Plötzlich kommt einem ins Bewusstsein, dass es Menschen aus unserer Mitte waren, die ohne jede persönliche Schuld deportiert und getötet wurden – weil sie eine andere Herkunft hatten oder eine andere politische Überzeugung, weil sie gesundheitlich von der gewünschten Norm abwichen, weil sie sexuell anders empfanden als der Zeitgeist vorschreiben wollte, weil sie sich einer bestimm-

ten Religion zugehörig fühlten, weil sie nicht Hitlers Soldaten sein wollten...

Stolpersteine erinnern an diese Menschen. Und Stolpersteine sind zugleich eine Mahnung an uns alle, wachsam zu bleiben, damit es sich nicht wiederholen kann, dass Menschen verfolgt, vertrieben, ausgeraubt und getötet werden. ■





Als der Stolperstein für Hannelore Wertheimer verlegt wurde, brachte eine frühere Schulkameradin gemeinsame Klassenfotos mit.

Erinnerung? Erinnerung!

Immer weniger Menschen leben noch, die selbst die Gräueltaten des NS-Regimes erlebt haben – als Opfer, als Täter oder so teilnahmslos wie möglich. Dennoch lebt die Erinnerung weiter, auch wo versucht wurde, sie zu verdrängen, verschweigen, verleugnen.

Die Ludwigsburger Stolperstein-Initiative steht wie all die anderen Initiativen dieser Art für einen bewussten und verantwortlichen und gegenwartsbezogenen Umgang mit der Vergangenheit.

Dazu gehört, die Erinnerung wach zu halten. Das tun wir, indem wir das Leben einzelner Opfer, die zugleich Bürgerinnen und Bürger unserer Stadt waren, recherchieren und für diese Nachbarinnen und Nachbarn einen Stolperstein setzen lassen.

Damit wollen wir den Opfern, die in den Gefängnissen und Konzentrationslagern ihrer Menschenrechte und ihres Lebens beraubt und auf anonyme Nummern reduziert wurden, wieder ihren Namen und ihre Lebensgeschichte zurückgeben.

Wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart.

Richard von Weizsäcker, * 1920,
deutscher Bundespräsident 1984 – 1994

So wird im Lauf der Zeit durch die ständig wachsende Zahl der Stolpersteine deutlich werden, wie viele Menschen dieser Stadt zu Opfern der Nazi-

Verfolgungen geworden sind: angesehene und verachtete, reiche und arme, kranke und gesunde, angepasste und protestierende Bürgerinnen und Bürger.

Diese Erinnerung wach zu halten, kann schmerzen. Doch es ist ein notwendiger Beitrag dazu, dass solcher Missbrauch von Macht, solche Verfolgung von Menschen nicht noch einmal geschehen kann. ■



Das Staatsarchiv Ludwigsburg stellte den Raum und Referenten zur Verfügung, als sich 2007 erstmals Interessierte zu Diskussionen über eine Stolperstein-Initiative in Ludwigsburg trafen. Am Mikrofon der Leiter der Stadtarchivs, Wolfgang Läßle.

Die Ludwigsburger Stolperstein-Initiative

Im Sommer 2007 formierten sich Interessierte, die sich zum Teil bereits kannten oder aber «jemanden kannten, der jemanden kennt», um die Möglichkeiten für eine Stolperstein-Initiative auch in Ludwigsburg zu erörtern.

Eine erste Veranstaltung gab es am 9. Oktober 2007 im Staatsarchiv am Arsenalplatz. Zahlreiche Bürgerinnen und Bürger erklärten sich bereit, an einem solchen Projekt mitzuarbeiten. Fachleute des Stadt- und des Staatsarchivs sowie der Stuttgarter Stolperstein-Initiativen gaben Einblicke in die dazu notwendige Arbeit und die Möglichkeiten für entsprechende Recherchen.

In der Stuttgarter Zeitung vom 17. November 2007 war dann in einem Artikel von Thea Bracht zu lesen: *«Jochen Faber hat mit seiner Idee, auch in Ludwigsburg eine Stolperstein-Initiative zu gründen, Menschen zwischen 18 und 82 Jahren erreicht. Unter den 22 Ludwigsburgern, die sich am Donnerstag beim Roten Kreuz in der Alt-Württemberg-Allee getroffen haben, sind Angehörige oder Bekannte von Deportierten, Schüler und Bürger, die sich mit der Geschichte der Stadt ausei-*

inander setzen wollen. Eine Frau möchte das Schicksal einer ehemaligen jüdischen Klassenkameradin erforschen. Ein Mann war nach dem Ende des NS-Regimes als Kriegsgefangener in Auschwitz und hat die Geschichte eines Sinto, der als Zwangsarbeiter in der Ludwigsburger Ziegelei war und dann nach Auschwitz deportiert wurde, schon beinahe fertig recherchiert. (...)»

Von da an trafen sich die Aktiven der Initiative – manche für eine bestimmte Zeit, manche ganz kontinuierlich – einmal monatlich, um Arbeiten zu koordinieren, Erfahrungen auszutauschen und Anregungen zu geben und zu erhalten.

Bereits in der kurzen Zeit bis zum Herbst 2008 gelang es, die ersten zwölf Recherchen über das Schicksal von Ludwigsburger Opfern der NS-Diktatur abzuschließen, obwohl die damit verbundenen Arbeiten für die meisten der Aktiven Neuland waren.

Am 27. September 2008 wurden dann die ersten zwölf Stolpersteine in Ludwigsburg mit großer öffentlicher Anteilnahme verlegt; die Stadtverwaltung hatte die Vorbereitungen aktiv unter-



Recherchen für einen Film gaben den Anstoß: Für eine Dokumentation über die «Zentrale Stelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen» in Ludwigsburg suchte Jochen Faber nach Geschichten von Menschen aus der Stadt, die Opfer von NS-Verfolgung geworden waren. Da lag es nahe, auch in Ludwigsburg das Stolperstein-Projekt mit ins Rollen zu bringen...



stützt, indem sie bei Genehmigungen und der Vorbereitung der kleinen Baustellen alle Wege ebnete. Die örtlich erscheinenden Zeitungen berichteten umfangreich über die Initiative, vor allem aber über die Menschen, an die hier erinnert wird.

Die Kosten für die Stolpersteine wurden durch Spenden erbracht: 95 Euro für einen Stein mit Herstellung und Verlegung wurden von interessierten Bürgerinnen und Bürgern der Stadt gestiftet.

Im folgenden Jahr wurden die Arbeiten intensiv fortgesetzt, so dass am 7. Oktober 2009 14 weitere Stolpersteine verlegt werden konnten – wiederum mit reger Teilnahme von Menschen aller Generationen aus Ludwigsburg.

Schon wieder sind neue Schicksale recherchiert und wurde für das Frühjahr 2011 mit dem Büro von Gunter Demnig ein Termin vereinbart, um die entsprechenden Stolpersteine zu verlegen.

Bereits mehrfach erfuhren Interessierte bei speziellen Stadtführungen Wissenswertes über die ermordeten Nachbarinnen und Nachbarn. Kirchengemeinden, Schulklassen aller Schularten, Gruppen

von Studierenden oder Freizeitgemeinschaften bekommen stets kompetente und anrührende Informationen vor Ort. Große Hitze oder heftiger Schnee waren dabei keine Hindernisse, auch fremdsprachige Besuchergruppen, beispielsweise aus Israel, konnten viele Eindrücke davon sammeln, dass Menschen in Ludwigsburg sich der Vergangenheit mit Verantwortungsbewusstsein stellen. ■





Am 7. Oktober 2009 verlegte Gunter Demnig vor dem Haus, das Hans Frischauer für seine Familie gebaut hatte, Stolpersteine für die Eltern und die beiden Söhne. Schüler/innen und Schüler, Nachbarinnen und Nachbarn, Beschäftigte im Deutsch-Französischen Institut und weitere Interessierte nahmen an der Veranstaltung teil.



1

Asperger Straße 34:

Hans und Meta, Robert und Walter Frischauer

In keiner Heimat gab es Sicherheit

«In der Inflationszeit blühte sein Weizen, und bald konnte er sich als Lieferant von staatlichen Behörden eine pompöse Villa bauen.» Der hier in der nationalsozialistischen Hetzschrift «Flammenzeichen» angeprangert wird, ist Hans Frischauer, ein tschechischer Jude in Ludwigsburg.

Sein Vater hatte 1905 das Asperger Zweigwerk der Chemischen Fabrik Weil & Eichert aus Ludwigsburg auf-

gekauft und die Leitung seinem Sohn Hans übergeben.

1920 heiratet Hans Frischauer mit 36 Jahren in Ludwigsburg die 25jährige Meta Weil, hier geborene Tochter des Fabrikdirektors der Firma Weil & Eichert.

Ein Jahr später wird die Tochter Gertrud Karoline geboren – sie wird die Mädchenrealschule in Ludwigsburg besuchen und 1938/39 ein «Töch-



ROSTSCHUTZFARBWERKE FRISCHAUER & COMP.

Düsseldorf
Schürmerstr. 5-7

ASPERG VOR STUTTGART

Berlin-Tempelhof
Schaffhausenstr. 30-38

BANKKONTEN:

Reichsbank-Birokonto Stuttgart
Deutsche Bank u. Disconto-Ges., Zweigstelle Ludwigsburg
Bender & Kraft, Bürgerschaft, Ludwigsburg
Siro-Konto Nr. 1900 Kreissparkasse Ludwigsburg
Zweigstelle Asperg

POSTSCHECK-KONTO: Stuttgart Nr. 96

TELEGRAMME: Frischauer AspergGmbH
FERNSPRECHER: Amt Ludwigsburg Nr. 3648
RUSOLF WOSSE CODE

Asperg vor Stuttgart, den

9. Febr. 1938

Briefkopf eines erfolgreichen Unternehmens: Frischauers Farbwerke in Asperg mit Büros in Düsseldorf und Berlin

terinstitut» bei Sankt Gallen in der Schweiz.

Ende 1922 kommt Robert Leopold zur Welt. Er besucht in Ludwigsburg das Gymnasium und feiert im Dezember 1935 seine Bar-Mizwah. Nachdem ihm der Schulbesuch in Ludwigsburg wegen seiner jüdischen Religion unmöglich gemacht wird, wird auch er in der Schweiz unterrichtet.

1929 schließlich wird Walter Leopold geboren – wie seine Geschwister geht auch er in Ludwigsburg zur Schule, bis das Nazi-System ihm dies verwehrt. Bis zur Flucht nach Prag besucht er zuletzt die jüdische Schule in Stuttgart.

Hans Frischauer produziert ab 1933 Nitrozellulose-Lacke und ist damit auf der Höhe der chemisch-technischen Entwicklung seiner Zeit. Seine Kunden sind die Deutsche Reichsbahn, Landesunternehmen und kommunale Einrichtungen.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Januar 1933 beginnen sehr bald die Beschränkungen und Repressalien, speziell gegen jü-

dische Geschäftsleute und Bürger. Ein Beispiel ist die Kontingentierung von Leinöl, einem Grundstoff für Farben und Lacke, bei denen Frischauers Fabrik benachteiligt wird.

In der NS-Hetzschrift «Flammenzeichen» ist 1937 zu lesen: «... er beliebt immer noch verschiedene Behörden und zählt auch noch einen großen Kreis von Handwerkern zu seiner Kundschaft. Wäre es nicht möglich, dass sich der Frischauer auf den Export nach Palästina umstellt?»

Im Mai 1938 wird bei der Firma Frischauer eine Betriebsprüfung durchgeführt. Begründung: Ungenehmigte Verkäufe von Materialien ins Ausland und Steuerhinterziehung. In der Folge wird eine Steuernachzahlung in Höhe

von 130.000 Reichsmark

eingefordert und mit

einem Strafverfahren

gedroht. Das veran-

lasst Hans Frischauer

zu einer überstürzten Flucht nach Prag – denn noch hat er einen tschechischen Pass.

Das ist den Nationalsozialisten gerade recht. Nun können sie jeglichen Besitz von Frischauer einziehen. Dazu gehört die Asperger Firma mit verschiedenen Außenbüros und die Villa in der Asperger Straße 34 in Ludwigsburg. Aus





der Wohnungsmeldekartei von Meta Frischauer ist ersichtlich, dass sie am 5. April 1939 das Haus der Familie verlassen muss. Sie zieht – vermutlich mit dem jüngsten Sohn Walter – zur Familie Hirschfeld in das Haus Asperger Straße 39.

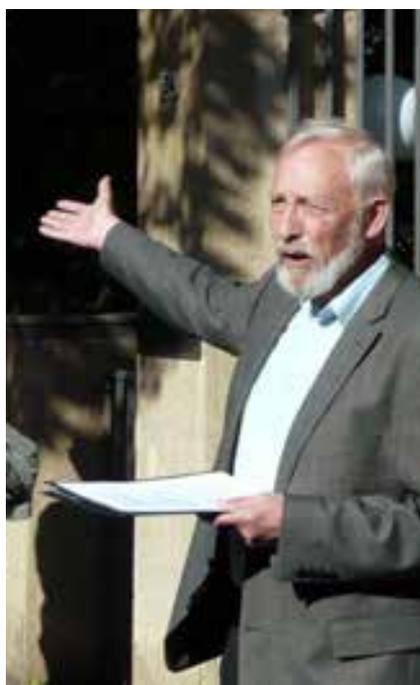
Im Frühjahr 1939 hat Hans Frischauer in Prag so viel Geld zusammen, dass er seine Familie nachkommen lassen kann. Aber gerade dort laufen die Frischauers den Nationalsozialisten ganz bald wieder ins Netz, denn noch im März marschieren deutsche Truppen in Prag ein.

Im September müssen die Frischauers in das Prager Juden-Ghetto umziehen.

Dort verbringen sie zweieinhalb Jahre mehr schlecht als recht. Dann werden sie im April 1942 nach Theresienstadt deportiert. Schon sechs Tage später geht es weiter nach Izbica, einem Durchgangslager auf dem Weg in das Ermordungslager Belzec.

Als einzige der Familie überlebt die Tochter Gertrud den Holocaust, weil die Eltern sie rechtzeitig nach England schicken. Dort heiratet sie später und kommt in den 1990er-Jahren noch einmal mit einer Gruppe ehemaliger jüdischer Mitbürgerinnen und -bürger nach Ludwigsburg.

Heinz Weißgerber



Seit 1957 ein Platz der Verständigung zwischen den Völkern: Das Haus der Frischauers wurde Sitz des Deutsch-Französischen Instituts (dfi). Zur Verlegung der Stolpersteine für die ermordeten Mitglieder der Familie Frischauer lud das dfi zur Besichtigung des großzügigen und kultivierten Gebäudes ein.



Ludwigsburgs Nazis nahmen sich das Haus ihrer Opfer als Dienstwohnung für den Oberbürgermeister

Jüdische Familien auszuplündern gehörte zum Vorgehen der rassistischen Deutschen während des NS-Regimes. Ein Beispiel ist das Haus der Familie Frischauer: Nach seiner Flucht nach Prag muss Hans Frischauer das Haus verkaufen lassen. Einem Bericht der Ludwigsburger Zeitung vom Mai 1939 zufolge wurde ein Bauwert von 120.000 Reichsmark zugrunde gelegt, um schließlich 37.500 Mark zu bezahlen. Von diesem Geld sieht die Familie Frischauer nichts. Laut Zeitungsbericht wird es für Hypotheken und Steuerschulden verwendet – letztere errechnet auf Basis von Nazi-Gesetzen.

«Wir haben uns entschlossen, das erworbene Gebäude als Dienstwohnung des jeweiligen Oberbürgermeisters der Stadtgemeinde Ludwigsburg zu bestimmen», trumpft NSDAP-Bürgermeister Ferdinand Ostertag auf und stellt fest, «dass die Erwerbung mit dem Einverständnis sämtlicher Ratsherren erfolgt sei, weil man allgemein der Ansicht war, dass sich (...) die Stadt dieses Objekt zu einem so günstigen Preis nicht entgehen lassen durfte». Tatsächlich bewohnte die Familie

von Oberbürgermeister Karl Frank in der Folgezeit die Frischauersche Villa.

1945 beschlagnahmte die US-Militärregierung das Anwesen und übergab es 1949 der Aufsicht des Amts für Vermögenskontrolle in Stuttgart; 1950 wurde es der einzig überlebenden Tochter der Familie zurückübertragen. Sie vermietete es von 1956 an dem Deutsch-Französischen Institut (dfi). Die Stadt Ludwigsburg erwarb das Haus 1965 – dieses Mal zu regulären Bedingungen – und führt seither das Mietverhältnis fort.

Das 1948 gegründete dfi ist ein bundesweit einzigartiges sozial- und kulturwissenschaftliches Forschungs- und Beratungsinstitut. Es wurde gegründet, um «der Verständigung mit Frankreich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens» zu dienen und «gemeinsam mit Frankreich und den Nachbarn an einem friedlichen Europa zu bauen», sagte der stellvertretende dfi-Direktor Prof. Henrik Uterwedde bei der Verlegung der Stolpersteine für Hans, Meta, Robert und Walter Frischauer. ■

Jochen Faber, Walter Mugler



**2****Hospitalstraße 37:**

Das Familienfoto zeigt die Eltern Anna und Samuel Szylyt mit ihrem Sohn Alfred. Er überlebte in England. Sein kleiner Bruder Max wurde im Alter von drei Jahren ermordet.

Anna, Samuel und Max Szylyt

Ein Sohn des Hutmakers überlebte

Die vier Familienmitglieder verschwanden – weil sie Juden waren. Nur einer sollte den Nazi-Terror durch Glück überleben.

Der Vater Samuel Szylyt wurde am 13. Oktober 1888 in Brzezniczka/Nowo Radomsk in Polen geboren als Sohn von Isaak Maier Szylyt und Rebekka geb. Koul.

Anna wurde am 26. April 1899 in Pogorze geboren und war Tochter des Markus Säbel und der Marie geb. Ro-

senzweig. Sie wohnte bereits ab 1915 mit ihren Eltern und ihren Brüdern Heinz, Jakob und Arnold in Ludwigsburg in der Kirchstraße 23. In das dahinter liegende Gartenhaus zog das junge jüdische Paar, das seine polnische Staatsbürgerschaft behielt, nachdem es am 19. Oktober 1923 geheiratet hatte.

Anna Szylyt war in Kornwestheim in einem Büro angestellt. Der überlebende Sohn Alfred Szylyt schrieb 2008 über diese Zeit: «Ich weiß, dass mein Vater Probleme hatte, eine Beschäftigung im Hutmacher-Gewerbe zu finden, welches zu dieser Zeit nicht sehr gut lief. Er lernte die Familie Säbel im Jahr 1923 kennen. Meine Eltern heirateten kurze Zeit später. Mein Vater war gezwungen, sich eine andere Arbeit zu suchen. Ich glaube, mein Großvater Markus Säbel schlug vor, dass er ein eigenes Geschäft aufmachen und



ein «Wägerle» kaufen sollte, um alle Schneider in Ludwigsburg und den umliegenden Städten aufzusuchen, um ihnen übrig gebliebenes Material und Restposten an Kleidung und ähnlichem abzukaufen. So hatte er wenigstens ein Einkommen. Die Schneider freuten sich darüber, da sie in der Vergangenheit alle Reste weggeworfen hatten.»

Schon am 1. April 1933 wurde in einer halbseitigen Anzeige in der Ludwigsburger Zeitung zum Boykott gegen ihn und andere jüdische Geschäftsleute, Pferdehändler, Ärzte und Anwälte aufgerufen. Doch dieser und auch nachfolgende Boykottaufrufe hatten in Ludwigsburg nicht den von den Nationalsozialisten gewünschten Erfolg.

Eine ganz normale Familie aus Ludwigsburg

Am 24. Mai 1925 kam der erste Sohn der Familie in Stuttgart zur Welt:

Alfred Szylit. Um 1927 fand die Familie eine bezahlbare Wohnung in der Hospitalstraße 37, in der später auch die Großmutter Marie und der Onkel Jakob mütterlicherseits wohnten. Im gleichen Haus wohnte der drei Jahre jüngere Rolf Rein, mit dem sich Alfred anfreundete und der später trotz Ausgrenzung zu ihm hielt.

1931 meldete Anna ihren Sohn Alfred in der Volksschule an der Asperger Straße an. «Bis 1933 war ich dort sehr glücklich», erinnert er sich heute. Die Stimmung änderte sich mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten:

Lehrer wurden ausgetauscht, Schulkameraden wandten sich wegen ihrer Mitgliedschaft bei den Pimpfen oder der Hitler-Jugend (HJ) von ihm ab. In der Schule wurde er als Jude von immer mehr Veranstaltungen ausge-

schlossen, ebenso von Schullandheimen und vom Unterricht zur Weltanschauung und Staatsgesinnung.

Im Jahr 1935 wurde im Gemeinderat angeregt, eine eigene Judenschule einzurichten, jedoch gab es an der Volksschule nur zwölf «nichtarische» Kinder. Der Plan, die Kinder an einer jüdischen Schule in Stuttgart unterzubringen, wurde per Bescheid vom 9. September 1937 in die Tat umgesetzt.

Die Ludwigsburger Zeitung schrieb am 11. September 1935 darüber: «*Es steht zu hoffen, [...], dass zu Ostern 1936 auf dem Gebiet des öffentlichen Volksschulwesens eine möglichst vollständige Trennung zwischen deutschen und jüdischen Kindern durchgeführt ist.*»

Im gleichen Jahr wurde Jakob, der Bruder der Mutter, als «Rassenschänder» verhaftet, weil er mit einem deutschen Mädchen verlobt war. Er wurde zu zwei Jahren Zwangsarbeit im Konzentrationslager Dachau verurteilt. Dort musste er jeden Tag im Steinbruch arbeiten. Nach seiner Entlassung gelang es ihm, nach Dänemark zu flüchten und von dort 1937 in die USA auszuwandern.

Der Sohn der Szylits besuchte noch bis 1936 die Volksschule in Ludwigsburg, dann blieben die Plätze von ihm und seinen wenigen jüdischen Mitschülern von einem Tag auf den anderen leer. Die Schule äußerte sich in keinem Wort darüber, Fragen wurden nicht geduldet.

Alfred feierte am 11. Juni 1938 noch seine Bar-Mizwah in der Ludwigsburger Synagoge. Im gleichen Sommer wurde am 31. Juli Max geboren, der zweite Sohn der Familie Szylit.



Mit 13 Jahren feiern jüdische Jungen das Fest ihrer religiösen Mündigkeit – für Alfred Szylił fand dieses Fest im Juni 1938 in der damals noch unversehrten Ludwigsburger Synagoge in der Alleenstraße statt. Ludwigsburger Nazis zerstörten das Gotteshaus am 10. November 1938 durch eine quasi offizielle Brandstiftung.

Verhaftet und ausgewiesen

Als Auftakt für die nachfolgenden Pogrome wurde der Befehl gegeben, die Juden polnischer Staatsangehörigkeit Ende Oktober 1938 auszuweisen. Dies traf auch die Familie Szylił.

Am Abend des 28. Oktober wurde Vater Samuel von der Gestapo verhaftet und nach Stuttgart gebracht. Am nächsten Tag musste der Rest der Familie sich auch auf der Polizeiwache in der Stuttgarter Königstraße melden. Dort sah Alfred seinen Vater zum letzten Mal – in einer Zelle. Samuel Szylił wurde von Stuttgart nach Polen geschafft, wo er schließlich von seiner Schwester abgeholt und nach Tschenstochau gebracht wurde.

Die Mutter Anna und ihre Söhne bekamen eine sechsmonatige Frist bis zu ihrer Ausweisung. Anna hatte große Mühe, sich und den Säugling Max mit dem Nötigsten zu versorgen und das kleine Haus zu verkaufen. Daraufhin wurden die beiden mit einem Transport in ein Auffanglager in Bonzine in Polen gebracht und folgten zur Familie nach Tschenstochau.

Mit dem Datum 22. April 1940 ist Samuel dort noch unter der Adresse Wielunska 4 aktenkundig. Alle drei starben im September 1942 entweder

im Ghetto oder in den Konzentrationslagern Auschwitz oder Treblinka.

Alfred hatte großes Glück: Er konnte am 5. Januar 1939 mit dem Kindertransport über Holland nach England ausreisen, weil sich dort eine jüdische Familie gefunden hatte, die bereit war, einen polnischen Juden aus dem faschistischen Deutschland aufzunehmen. Es war einer der letzten Kindertransporte überhaupt, denn am 1. September begann mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg, und alle Kindertransporte wurden eingestellt.

Alfred, der in der Nähe von London angekommen war, verlor kurz darauf auch seine Pflegefamilie: Die britische Führung ließ die jüdische Familie wegen Spionageverdacht im Lager festhalten. Nach Aufenthalt in verschiedenen Waisenhäusern nahm schließlich doch noch eine Familie

Hilfsbereitschaft in England trotz eigener Armut

aus Redhill, Grafschaft Surrey, Alfred auf, obwohl sie sich das finanziell überhaupt nicht leisten konnte. Sie waren so arm, dass sie selbst für eine weitere Wolldecke für Alfred einen Antrag stellen mussten. Trotzdem konnte er die Redhill Junior Technic School von Januar 1940 bis Dezember 1941



Stolperstein-Verlegung am 27. September 2008: Auch ein Jugendfreund von Alfred Szylit nimmt an der Veranstaltung teil; der überlebende Sohn von Anna und Samuel Szylit konnte aus den USA nicht mehr anreisen, weil seine Frau gesundheitlich zu stark beeinträchtigt war. Doch er nahm regen Anteil an den Berichten über die Aktion und dankte den Initiatoren herzlichst.



besuchen. Danach ging er zur britischen Armee und diente dort dreieinhalb Jahre bis zum Kriegsende. Er war bei der Kriegsflotte und trainierte auch für die Invasion mit den Amerikanern.

Alfred Szylit kam erst zur Lebensmittelversorgung und später nach Afrika, wo die Soldaten deutsche Kriegsgefangene abtransportierten und Munition aus der Wüste einsammelten. Dort wurde Alfred als Übersetzer gebraucht, da er der einzige war, der die Deutschen verstand.

Er erfuhr erst kurz nach Kriegsende vom Schicksal seiner Familie. Am Suizkanal überbrachte ihm sein Cousin,

ein Überlebender aus Buchenwald, die Nachricht vom Tod seiner Eltern und seines kleinen Bruders.

Alfred wanderte dann 1949 nach Amerika aus und heiratete ein Jahr später seine Frau Alice. Er wohnt heute in Delray Beach/Florida und hat zwei Kinder und drei Enkelkinder.

Im Mai 2001 besuchten Alfred Szylit mit seiner Frau und vielen anderen jüdischen Überlebenden aus der ganzen Welt Ludwigsburg.

Er sagte, er empfinde keinen Hass auf Deutschland. ■

Moritz Mugler

Quellen:

- Joachim Hahn: Jüdisches Leben in Ludwigsburg, Karlsruhe, 1998, S. 532
- Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Band 2, Ludwigsburg 2004, S. 311 ff
- Dokumentation Besuch ehemaliger jüdischer Bürgerinnen und Bürger Ludwigsburgs vom 6. bis 12. Mai 2001, hrsg. v. Initiativkreis, Ludwigsburg 2001
- Persönliches Interview mit den Zeitzeugen Rolf und Elli Rein, Ludwigsburg 2008
- Brief von Alfred Szylit 2008
- CRARG (Czestochawa-Radomsko Area Research Group): <http://www.benkazez.com/dan/crarg/search.php>



3

Bauhofstraße 14:

Wilhelm Bader Ludwigsburgs ermordeter Stadtrat

Am 5. April 1899 kam Matthäus Christian Wilhelm Bader als jüngstes von sieben Geschwistern in Ettenhausen bei Bartenstein im Oberamt Künzelsau zur Welt.

Seine Eltern waren arme Leute. Seine Mutter Johanna war die Tochter eines Totengräbers. Seinen Vater Michael, der sich sein Brot als Tagelöhner verdienen musste, verlor er schon mit sieben Jahren.

Wilhelm Bader verdingte sich in seinem Heimatdorf als Bauernknecht. Wir wissen nicht, wann er den Entschluss fasste, nach Ludwigsburg zu gehen. Seit 1920 war er hier gemeldet. Da er aber in den Adressbüchern der Stadt in den 20er-Jahren nicht vermerkt ist, können wir davon ausgehen, dass er nur eine Schlafstelle zur

Untermiete hatte – wie viele junge Arbeiter in dieser Zeit

Hier in Ludwigsburg, wo er als Hilfsarbeiter in verschiedenen Betrieben sein Brot verdiente, ist

Wilhelm Bader wohl mit den Ideen des Kommunismus in Berührung

gekommen. Bekannt ist, dass er 1927 bei der Holzhandlung Griesshaber be-

schäftigt war und 1929 und 1930 (durch Arbeitslosigkeit unterbrochen), als Schleifer in der Firma Standard-Fahrzeugfabrik arbeitete, einem Betrieb der Motorradbranche.

Heinrich Auer, ein späterer Mithäftling im KZ Dachau, beschrieb ihn wie folgt: «Er war ein einfacher Hilfsarbeiter aus Ludwigsburg bei Stuttgart, hatte sich aber

Als Hilfsarbeiter
nach Ludwigsburg



als Autodidakt durch eifriges Lesen neben seiner Herzensbildung auch ein erstaunlich großes Wissen erworben.»

Bei der Gemeinderatswahl am 6. Dezember 1931 kandidierte er für die KPD auf Platz 3 und erhielt 2789 Stimmen. Das reichte noch nicht in den Gemeinderat. Nach dem Weggang von Otto Weidenbach aus Ludwigsburg rückte er am 22. September 1932 nach und arbeitete im Verwaltungs-Ausschuss mit.

Außerdem war Wilhelm Bader besonders für die Pressearbeit seiner Partei in Ludwigsburg zuständig. Vier vermutlich unregelmäßig erscheinende Publikationen aus dieser Zeit sind noch dokumentiert:

Mit der Druckmaschine für den Traum einer gerechteren Welt

Die Julinummer 1932 der «Roten Bleyle-Post» beispielsweise gibt als «Verantwortlich für Inhalt, Druck u. Verlag: W. Bader, Ludwigsburg, See-straße 67a.» an. Dies war die Adresse des KPD-Parteibüros. «Der Erwerbslose» ist ein weiteres – mit einer Abzugsmaschine hergestelltes Blatt – für das er, wie aus der Ausgabe Oktober 1932 ersichtlich ist, für Druck und Verlag verantwortlich zeichnete. Auch «Für junge Kämpfer – Mitteilungsblatt der Kommunistischen Jugend von Ludwigsburg», dessen erste Nummer im Januar 1933 erschien, zeichnete er

verantwortlich – wie für die «Ludwigsburger Arbeiter-Zeitung», von der die Ausgabe Ende Februar/Anfang März 1933 schrieb: «Hitler regiert, das Elend wächst! «

Die KPD hatte in Ludwigsburg kein spezielles Parteilokal; man traf sich im «Gasthaus zum Löwen» in der Bietigheimer Straße unten «im Täle».

Am 16. Februar 1933 wurde das Aufgebot zu seiner Hochzeit mit Luise Marie gesch. Fellehner, geb. Damm erstellt. Dort ist er seit 1920 in der Talallee 58 in Ludwigsburg gemeldet. Nach der Hochzeit am «Samstag, 4. März 1933 um 10¼ » zog Wilhelm dann zu seiner Frau in die Bauhofstraße 14/1 und ist dort auch in den Adressbüchern 1934 und 1936 verzeichnet. Seine Frau Luise Marie, die aus erster Ehe vier Kinder hatte, stammte ebenfalls aus Hohenlohe, nämlich aus Niederstetten. Ihr Vater war Maurer und im 1. Weltkrieg gefallen. Zwei der vier Kinder, nämlich Lucie (elf Jahre alt) und Walter (neun Jahre) brachte Luise mit in die Ehe mit Wilhelm. Gemeinsame Kinder hatten Wilhelm und Luise nicht. Luise wohnte seit 1927 in Ludwigsburg – nach anderen Angaben soll sie 1922 nach Ludwigsburg zugezogen sein. Vom 1. Januar 1937 bis 10. Mai 1949 wohnte sie in der Bogenstraße 29 und zog dann nach dem Krieg wieder in die Heimat, nach Gnadental, Kreis Schwäbisch Hall.

Die Verhaftung

Bereits eine Woche nach der Hochzeit des Paares, wurde Wilhelm Bader in den frühen Morgenstunden des 11. März 1933, wie viele aktive Sozialdemokraten und Kommunisten in Ludwigsburg, verhaftet. Insgesamt sollen



es 20 Menschen, darunter zwei Frauen gewesen sein. Die «Ludwigsburger Zeitung» berichtete am 13. März 1933: «Unter den Verhafteten sind zahlreiche Stadträte, wie auch die Mitglieder der hiesigen kommunistischen Rathausfraktion Pflugbeil, Bader und Weippert.»

Obwohl die Verhaftung von Wilhelm Bader wohlbekannt war, wurde in der Verhandlungsniederschrift des Gemeinderats vom 24. März 1933 vermerkt: «Bader unentschuldig gefehlt.»

Der Zeitzeuge Karl Kunde dazu: «Wir waren bis Ende März/Anfang April im Militärarrest in der Hindenburgstraße eingesperrt. Eines Tages wurden wir in Bussen abtransportiert. Am Tor standen SA-Leute mit schussbereitem Gewehr Spalier. Die Fahrt auf den Heuberg ging los. Transportführer war der stadtbekannte Nazi Motsch», der Führer der SA-Standarte 123 mit Büro in der Asperger Straße 37 war.

Der Polizeipräsident von Stuttgart und Vorstand der württembergischen Kriminalpolizei, Klaiber, hatte mit Schreiben vom 17. März 1933 mitgeteilt, wann die jeweiligen Gefängnisse ihre «Schutzhäftlinge» ins Lager Heuberg abzuschicken haben. Für Ludwigsburg war der 22. März 1933 genannt. Für die Gestapo wichtige politische Gefangene kamen auf den Heuberg in die Baracken 19 und 23. Dazu gehörten neben den SPD-Stadträten Schuler und Tischendorf auch die KPDler Bausch, Pflugbeil, Weippert und Wilhelm Bader.

Im Dezember 1933 wurde Bader mit anderen Häftlingen dem KZ «Oberer Kuhberg» (Ulm/Donau) «überstellt». Auf den Kuhberg kamen 264 von den

Die Kommunistenverhaftungen,
die auch in Ludwigsburg in der Nacht zum Samstag durchgeführt wurden, sind den jetzt vorliegenden Nachrichten zufolge im Rahmen einer groß angelegten Aktion im ganzen Lande erfolgt. Ueberall in den württembergischen Städten wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, so in Ulm allein vierzig. Teilsweise wurden die Verhafteten bereits in Arbeitshäuser eingeliefert, so z. B. in Baihingen, wo einer dortigen Meldung zufolge gegen achtzig Arrestanten aus der Ehlinger und Maulbronner Gegend zusammenkamen. Wie der „Engbote“ zu berichten weiß, soll dort ein Sammeltransport zusammengestellt werden, der dann in ein Lager überführt werden soll. Unter den Verhafteten sind zahlreiche Stadträte, wie auch die Mitglieder der hiesigen kommunistischen Rathausfraktion Pflugbeil, Bader und Weippert sich unter den Inhaftierten befinden. Der frühere Stadtrat Weidenbach war schon vorher wieder nach Rußland abgereist und ist dadurch der Verhaftung entgangen. Die hier verhafteten Kommunisten sollen sich noch in Ludwigsburg befinden.

Nationalsozialisten als besonders gefährlich eingestufte Häftlinge des Lagers Heuberg. Bis Mai 1934 wurde Bader dort in «Schutzhaft» gehalten und dann entlassen. In Ludwigsburg fand er immer wieder Arbeit, meistens allerdings nur für einige Monate, an die sich Zeiten der Arbeitslosigkeit angeschlossen.

Ins KZ Dachau verschleppt

Nach den Angaben der späteren Scheidungsklage erhielt Wilhelm Bader nach seiner Entlassung täglich Besuch von der Polizei. Seine Frau soll ihn aufgefordert haben, sich so zu verhalten, dass das «nicht mehr vorkomme». Im März 1936 zog er zu seiner Halbschwester Magdalena nach Krummsee (Kreis Malchin) in Mecklenburg. Dort erfolgte am 4. Dezember 1936 eine neue Verhaftung. Der Grund dafür war, dass er vor 1933 mit zwei anderen Genossen in der Garnisonsstadt Ludwigsburg versucht hatte, Wehrmachts-offiziere von den faschistischen Ideen abzubringen.

Es gibt Anzeichen dafür, dass er 1936 für diese mindestens vier Jahre zu-

«Ludwigsburger Zeitung»
vom Montag, 13. März
1933, Seite 5

Missliebige Gemeinderäte im Konzentrationslager



Zur Erinnerung an
Wilhelm Bader verlegte
Gunter Demnig am 7.
Oktober 2009 in der
Bauhofstraße einen
Stolperstein.

rückliegenden politischen Aktivitäten von jemand aus seiner nächsten Umgebung angezeigt wurde.

Nach der Verhaftung wurde Wilhelm Bader nach Bad Cannstatt in Untersuchungshaft gebracht. Wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» verurteilte ihn der Strafsenat des Oberlandesgerichts Stuttgart am 4. August 1937 zu einem Jahr und acht Monaten Gefängnis, wobei acht Monate Untersuchungshaft angerechnet wurden. Am 4. August 1938 hatte er seine Haftzeit in Ulm verbüßt, wurde dann vermutlich ins KZ Welzheim gebracht und traf schließlich am 3. September 1938 im KZ Dachau ein. Dort erhielt Wilhelm Bader die Häftlingsnummer 18937.

Allein im Jahr 1938 wurden über 18.000 Häftlinge in Dachau eingeliefert; vom Januar bis Dezember wurden dort die Häftlingsnummern 13261 bis 31941 ausgegeben.

Vom 27. November 1939 bis zum 18. Februar 1940 wurde das Lager Dachau geräumt und zur Ausbildungsstätte der SS-«Totenkopf-Division» benutzt. Die Häftlinge wurden in die Konzentrationslager Buchenwald, Flossenbürg und Mauthausen verteilt. Wilhelm Bader kam am 28. September 1940 im KZ Mauthausen an und wurde im Block 14 untergebracht. Am 18.

Februar 1940 wurde er nach Dachau zurückgebracht.

Noch im März 1945 gestorben

In einer Gedenkschrift aus dem Jahre 1946 heißt es unter «Kämpfer, die man nie vergisst» zu Wilhelm Bader: «Er (...) war lange Jahre Stubenältester auf einer Stube des Zugangsblocks. Jeder Neuzugang im Lager kam zuerst auf diesen Block. All diejenigen, die durch das Grauen der Konzentrationslager hindurch mussten, wissen, von welcher großen Wichtigkeit es war, dass die Menschen, mit denen sie zuerst in Berührung kamen, ihnen mit Rat und Tat zur Seite standen. Willy Bader hat in unermüdlicher Arbeit die Neuangekommenen auf die Gefahren aufmerksam gemacht und Hunderte danken es ihm, dass sie das Lager lebend überstehen konnten.»

Der Mithäftling Heinrich Auer schreibt: «Im Zugangsblock wurde ich gleich mit dem Stubenältesten Willy Bader bekannt, der sich, wie sich später herausstellte, wegen seiner wahrhaft sozialen Gesinnung und seiner gerechten Haltung gegenüber allen Gefangenen uneingeschränkter Sympathie erfreute. (...) Er sorgte dafür, dass jeder Häftling, der ihm zugewiesen wurde, auch wirklich die Essensportion bekam, die ihm zustand, und wenn es beispielsweise

Kartoffeln gab, so zählte er gewissenhaft die ihm zustehenden Kartoffeln ab, ohne für sich auch nur eine einzige mehr zurückzubehalten. (...) Leider ist er im Frühjahr dieses Jahres infolge von Hungertyphus nach kurzer Krankheit gestorben. Seine Leiche wurde aufgebahrt, und viele Häftlinge brachten die ersten Blümchen herbei, die sie sich organisiert hatten, um den Sarg des edlen Kameraden, dem sie sich zu Dank verpflichtet fühlten, zu schmücken und ihm die letzte Ehre zu erweisen.»

Der Mithäftling, Pfarrer François Goldschmitt, charakterisiert Willy Bader: *«Er regierte in den Stuben drei und vier wie ein guter Papa. Der kurz gewachsene breitschultrige Mann mit den abgehärmten, blassen Gesichtszügen schaute ernst und kummervoll drein. Willy hatte das frohe Lachen ganz verlernt.*

(...) Der arme Tropf musste Grausiges miterlebt haben, war er ja menschenscheu und wortkarg geworden. Trotz unserer politischen und religiösen Gegensätze verband mich mit diesem Kommunisten fast 30 Monate lang, echte, aufrichtige Freundschaft. (...) Wenn wir in Dachau nur Blockpersonal und

Kapos à la Willy Bader gehabt hätten, wären tausende Kameraden am Leben geblieben. (...) Leider ist dieser kreuzbrave stets hilfsbereite Bader kurz vor der Befreiung am 10. März 1945 gestorben.»

Am 8. Dezember 1944 reichte seine Frau Luise Bader die Scheidungsklage ein. Dazu wurde Wilhelm mit Anschrift «zur Zeit Konzentrationslager in Schutzhaft in Dachau» auf den Freitag, 9. März 1945 vormittags ins Landgericht Stuttgart, Ulrichstraße 10, eingeladen. Durch den Tod von Wilhelm Bader wurde dieser Scheidungsantrag hinfällig.

**Hunderte Häftlinge
verdanken ihm ihr Überleben**

Der Verwaltungsausschuss des Gemeinderats Ludwigsburg hat am 24. Juni 1947 *«Straßennamen, die nach der Kontrollratsdirektive Nr. 30 wegen ihres militärischen oder nationalsozialistischen Charakters untersagt und als gesetzeswidrig erklärt sind»* umbenannt, darunter auch die seitherige «Tannenbergstraße» in der Weststadt in «Wilhelm-Bader-Straße».

Walter Mugler

Quellen- und Literaturhinweise:

Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau.

Archiv der KZ-Gedenkstätte Mauthausen

Dokumentationszentrum
Oberer Kuhberg e.V. – KZ Gedenkstätte -

Archiv der Stadt Ludwigsburg: Aufgebot, Heiratsurkunde, Gemeinderatsprotokolle,

Aufzeichnungen eines Gesprächs mit Karl Kunde vom 7. 8. 1995.

Archiv der VVN, Landesverband Baden-Württemberg, Stuttgart: Akte Willi Bader

Staatsarchiv Ludwigsburg: Entschädigungsakte Willi Bader Erben, StAL EL 350, Bü 9107

Ludwigsburger Zeitung vom 8.12.1931, 7 Uhr

Ludwigsburger Zeitung vom 13.3.1933 S. 5

Neuhäusler, Johann, Weihbischof in München: Wie war das in Dachau?

Richardi, Hans Günter: Schule der Gewalt: Das Konzentrationslager Dachau 1933-1934, Verlag C. H. Beck, München

Wollasch, Hans-Josef: Heinrich Auer (1884-1951), Bibliotheksdirektor beim Deutschen Caritasverband, als politischer Schutzhäftling Nr. 50 241 im Konzentrationslager Dachau. In: Festgabe Gerd Tellenbach zum 80. Geburtstag. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 131 (1983) S. 383-429

Markus Kienle: Das Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am Kalten Markt, Ulm/Münster, 1998

Streiflichter 1 S. 6f

Streiflichter 3 S.10f

Streiflichter 4 S. 53

Hohenloher Tagblatt vom 3. 6. 1995

Nachruf

– Kamerad Martin gewidmet –

Zum Opfer wurdest Du dem blinden Wahn,
im Meinungskampf gestandner Männer ließen
die Klüfte, die sich trennend aufgetan,
sich mit befleckten Mörderhänden schließen.

Und ragt denn über alle Zeiten nicht
der Liebe schlicht-gewaltig Opferzeichen,
beständig mahnend, dass in seinem Licht
sich alle brüderlich die Hände reichen?

Wie konnte sie ein frevelndes Geschlecht
nicht vor dem unheilvollen Irrwahn schützen,
nur was dem Volke nütze, das sei recht?
Nein, umgekehrt: nur was recht ist, kann ihm nützen!

Und was ist recht? Was aus der Liebe stammt;
sie eint Parteien, Völker, Kontinente,
ja, beugen muss sich ihrem Mittleramt,
was immer sich auch noch so heillos trennte.

Dich, Kamerad, erschlug ein kalter Hass.
Ins Herz drum sei uns das Begehrt geschrieben,
dass wir zeitlebens ohne Unterlass
dies eine lernen: lieben, lieben, lieben!

Hans Marx, 11. September 1949

**4****Bietigheimer Straße 21:**

Franz Martin Folteropfer im «Hotel Silber»

Franz Anton Martin wurde am 6. März 1905 in Empfingen im Kreis Tauberbischofsheim als Sohn einer Arbeiterfamilie geboren. Er erlernte den Beruf des Tischlers. Schon früh gehörte er der Gewerkschaft an und war ein aktives Mitglied der KPD.

Am 10. März 1932 heiratete er Gertrud Pfeleiderer, wobei aus dieser Ehe keine Kinder hervorgingen. Das Ehepaar wohnte in der Bietigheimer Straße 21 in Ludwigsburg. Zu der Zeit war er bei der Schreinerei Jenner & Söhne in Ludwigsburg beschäftigt, wo er bis zu seiner Verhaftung blieb.

Nach der Machtergreifung der Nazis setzte Franz Martin seine politische Tätigkeit in der kommunistischen Arbeiterbewegung

in der Illegalität fort. In seiner Wohnung in der Bietigheimer Straße wurden viele Jahre später, lange nach dem Ende der faschistischen Herrschaft, Unterlagen der kommunistischen Partei hinter einem Küchenschrank gefunden. Wie man sich im «Täle» berichtete, durchaus zum Schrecken seiner Vermieterin, die sich ausmalte, was passiert wäre, wenn das Material bei einer der Hausdurchsuchungen seinerzeit entdeckt worden wäre.

Bei seiner illegalen Arbeit wurde Franz Martin als Kurier und Verbindungsmann zu verschiedenen Widerstandsgruppen eingesetzt. Sein ganzes «Büro» brachte er in mehreren Streichholzschachteln unter, so





Stolperstein-Verlegung für Franz Martin am 7. Oktober 2009 in der Bietigheimer Straße.

Im Jahr zuvor war für ihn ein solcher Stein in der Schorndorfer Straße verlegt worden – auf Grundlage eines unrichtigen Adresseintrags in Franz Martins Polizeilichem Führungszeugnis.

Erfreulich an der vorübergehenden Panne: Nachdem der falsch platzierte Stein entfernt worden war, gab es etliche Anfragen von aufmerksamen Bürger/innen, denen die entsprechende Zeitungsnotiz entgangen war.



«Hotel Silber»: Haft und Folter mitten in Stuttgart

dass er notfalls sämtliche Unterlagen schnell und unauffällig vernichten konnte.

Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen wurde er am 10. November 1935 durch die Gestapo verhaftet und in der Gestapo-Zentrale im «Hotel Silber» in der Stuttgarter Innenstadt festgehalten.

Als Grund für die Schutzhaft wurde angegeben: «Das Ergebnis der Ermittlungen ergab, dass der Beschuldigte sich illegal für die KPD betätigt hat. Seine Tätigkeit bedeutet Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit.»

Die folgenden 20 Monate verbrachte Franz Martin in Untersuchungshaft, hier besuchte ihn Gertrud, seine Frau.

Die Folgen der Haft waren schlimm. Schwere Misshandlungen durch die Gestapo führten zu einer zersplitterten Kniescheibe. Er konnte sich nur noch

hinkend fortbewegen. Das Landgericht Stuttgart urteilte: «Verurteil-

lung wegen Vorbereitung zum Hochverrat» – Franz Martin wurde politisch verfolgt wegen antifaschistischer Betätigung als überzeugter Kommunist.

Seine Verurteilung führte zu zwei Jahren und sechs Monaten Zuchthaus in

Ludwigsburg. Nachdem das Zuchthaus durch fortlaufende Verhaftungswellen überfüllt war, wurde Franz Martin für drei Monate ins KZ Welzheim verschleppt.

Im Jahre 1939 wurde er für fünf Monate ins KZ Dachau und danach ins KZ Mauthausen für vier Monate gebracht.

Am 5. Januar 1940 starb Franz Martin dort, die angebliche Todesursache: «Nichteinhaltung der Diät».

Seine Beisetzung erfolgte auf dem neuen Friedhof in Ludwigsburg, wo sein Grab sich noch heute befindet.

Nach Kriegsende wurde eine Entschädigung für «Schaden an Leben und Freiheit» in Form von Zahlungen an die Witwe geleistet. Diese wurde Mitglied der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes (VVN) und der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD), um die Ziele ihres Mannes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Sie wurde Trägerin der Ehrenmedaille des deutschen Widerstands. ■

Isabel Eckel / Jochen Faber

Quellen:

- Entschädigungsakten im Staatsarchiv Ludwigsburg
- Stadtarchiv Ludwigsburg
- Informationen der VVN-BdA
- Gespräch mit Günther Vogt, Verein Untere Stadt

**5****Marstallstraße 4:**

Max Elsas

Ein Ehrenmann wird ausgestoßen

Die Biografie von Max Elsas steht als Beispiel dafür, dass es im 20. Jahrhundert möglich war, einen Menschen von höchstem Ansehen durch die nationalsozialistische Vernichtungspolitik bis zur physischen Vernichtung zu bringen.

Max Elsas wurde am 10. März 1858 als dritter Sohn des Benedikt und der Rebekka Elsas in Ludwigsburg geboren. Er wuchs mit seinen Brüdern Oskar, Adolf, Louis und der Schwester Sidonie im Haus



Marstallstraße 4 auf. Max besuchte nach der Elementarschule das Realgymnasium in Ludwigsburg und verließ diese Schule mit dem so genannten «Einjährigen», was der Mittleren Reife entsprach. Der Vater hat dem Sohn anschließend eine Ausbildung

zum Textilfachmann am Technikum für Textilindustrie in Reutlingen ermöglicht. Eine kaufmännische Ausbildung schloss sich dem allem an, und Max Elsas leitete viele Jahre lang



Ein stolzes Stück Ludwigsburger Wirtschaftsgeschichte: Die Bunttuchweberei Elsas & Söhne zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Der Briefbogen (unten) zeigt das Gelände an der Marstallstraße im Stil der Zeit stark idealisiert.

die Bunttuchweberei Elsas & Söhne GmbH, bis zur «Arisierung» der Firma 1938.

Der zierliche Mann mit seinem schwarzen, später silbergrauen Bart wirkte vertrauenserweckend. Jeder in der Stadt wusste, dass Max Elsas es ehrlich meint und niemanden übervorteilen würde. Max Elsas praktizierte das Ethos eines emanzipierten Juden, der edel und tadellos leben will.

Der engagierte Lokalpolitiker und Unternehmer hat sich für das Gemeinwe-

sen der Stadt Ludwigsburg eingesetzt. 1882 trat er der Feuerwehr bei. Von 1905 bis 1908 war er Mitglied des Bürgerrats, wurde als Mitglied der Demokratischen Partei in den Stadtrat übernommen und wenige Jahre später zum Stellvertreter des Oberbürgermeisters ernannt.

Er war Handelsschulrat, also Mitglied des leitenden Gremiums dieser Institution, auch Ausschussmitglied des Verbandes Württembergischer Industrieller und Schatzmeister des Industrieverbands Ludwigsburg. Er wurde in





die Handelskammer gewählt und war Ausschussmitglied des württembergischen Industrie- und Handelstags. Er wurde in den Ausschuss der Versicherungsanstalt Württemberg und in den der Allgemeinen Ortskrankenkasse Ludwigsburg gewählt und war Vorstandsmitglied des Versicherungsamts in Ludwigsburg. Auch hatte er das Amt eines Schatzmeisters des Vereins «Neckar-Donau-Kanal», des so genannten «Kanal-Vereins» inne. Viele Jahre arbeitete er in den Steuerausschüssen des Finanzamtes mit.

Um ihrer Verdienste im Rahmen des Bürgervereins Untere Stadt willen wurden die Brüder Oskar, Adolf, Max und Louis Elsas 1929 zu Ehrenmitgliedern dieses Vereins ernannt. Zum 70. Geburtstag im Jahr 1928 wurde Max Elsas ehrend in der

Zeitung erwähnt. Dagegen findet man am 10. März 1933, dem 75. Geburtstag, 40 Tage nach der so genannten «Machtergreifung» der Nationalsozialisten, kein Wort mehr über Max Elsas in der Presse.

Am 3. April desselben Jahres aber war in der Ludwigsburger Zeitung zu lesen: Rücktritt des Fabrikanten Max Elsas aus allen öffentlichen Ämtern. Er wurde wie alle jüdische Bürger systematisch isoliert. Der frühere sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Wilhelm Keil berichtete: «Ich war Augenzeuge, wie der Greis gebeugt ein Lebensmittelgeschäft

mit höflichem Gruß betrat. Man nahm keine Notiz von ihm, erwiderte seinen Gruß nicht und bediente ihn nicht. Zerknirscht schlich er davon.»

Am 10. November 1938, als die Syna-



*Das Ehepaar
Ida und Max Elsas*



goge auch in Ludwigsburg niedergebrannt worden war, wurde der 80jährige Max Elsas in seiner Wohnung verhaftet und ins Gefängnis «Blockhaus» an der Schorndorfer Straße gebracht. Als der Sohn Dr. Ludwig Elsas von dem Vorgang erfuhr, stellte er sich für den Vater, der daraufhin auf freien Fuß gesetzt wurde. Aber der Sohn blieb in Haft und wurde ins KZ Welzheim gebracht.

Ausgeplündert, ruiniert und verfolgt bis in den Tod

Bis zum Jahresende 1938 wurde die Firma «arisiert». Die Familie Elsas hatte von nun an kein Einkommen mehr und wusste, wann sie vor dem Nichts stehen würde. Besonders stark belastete die Situation seinen Sohn Bernhard Elsas, der sich von nun an in ärztlicher Behandlung befand. Als Bernhard Elsas, seiner Frau und ih-

ren Kindern in letzter Sekunde im Jahr 1941 die Auswanderung nach Amerika gelang, schaute Max Elsas hinter den Gardinen hervor, dem von der Marstallstraße abfahrenden Taxi nach. Da seine Frau Ida Elsas, geb. Fellheimer, am 7. April 1939 verstorben war, fristete Max Elsas von nun an ein Dasein in völliger Isolation.

Als sich die Nationalsozialisten dazu entschlossen, die Städte und Dörfer «judenfrei» zu machen, wurde auch Max Elsas am 2. Dezember 1941 in das Zwangsaltenheim für Juden in Eschenau, in der Nähe von Heilbronn, eingewiesen und von dort aus am 22. August 1942 in das KZ Theresienstadt deportiert. Dort ist Max Elsas am 30. September 1942 an Entkräftung und Krankheit gestorben. ■

Dr. Albert Sting / Martina Kütterer

Immer wieder begleiten engagierte Musikerinnen und Musiker aus Ludwigsburg die Verlegungen der Stolpersteine wie hier am 7. Oktober 2009 für Max Elsas.



**6****Schloßstraße 23**

Oskar Mannheim

Sicher ist fast nur das Furchtbare

Oskar Mannheim – in Ludwigsburg zu Hause. Manchen einzelnen Hinweis geben die Akten über diesen Mann her, vieles bleibt Spekulation. Mit der Verlegung des Stolpersteins in der Schloßstraße wird die Erinnerung daran erhalten, dass er einer von uns war.

Sicher ist, soweit die amtlichen Unterlagen nicht trügen: Oskar Mannheim wurde am 21. Juni 1902 in Straßburg geboren. Sein Vater hieß Adolf Mannheim, seine Mutter Sofie Dorothea war eine geborene Leusch und kam aus St. Johann/Saarbrücken. Soweit bekannt, war sein Vater jüdischer Abstammung, er selbst war Mitglied der katholischen Kirche. Oskar Mannheim hatte eine Schwester namens Johanna und zwei Brüder, Kurt und Paul.



Sicher ist auch, dass Oskar Mannheim am 9. März 1934 heiratete: Maria Stemmer aus dem Kreis Saulgau wurde seine Frau. Die beiden wohnten in der Schloßstraße 23 in Ludwigsburg, die damals Vordere Schloßstraße hieß.

Ebenso ist sicher, dass Oskar Mannheim einen kaufmännischen Beruf hatte und in Feuerbach bei Bosch arbeitete – zuletzt allerdings nur in einem unauffälligen Bereich als Hilfsarbeiter.

Ob Oskar Mannheim tatsächlich der SPD nahestand, wie eine Quelle angibt, ist nicht genau belegt – entsprechende Unterlagen wurden während des Faschismus größtenteils vernichtet, auch um vor Verfolgung zu schützen.

Sicher ist: Am 29. November 1942 ist der offizielle Todestag von Oskar Mannheim, als Todesursache wurde Herzmuskeltrophie angegeben. Höchst wahrscheinlich starb er im Konzentrationslager Auschwitz – doch in einer Karteikarte der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) wird als Todesort das KZ im österreichischen Mauthausen angegeben.

Vieles ist Spekulation: Kam Oskar Mannheim bei Bosch unter, weil die Firma in der NS-Diktatur sehr zwei-

Die Abstammung eines Elternteils als Grund für einen Mord

gleisig reiste? Einerseits präsentierte Bosch eine stattliche Anzahl höchst engagierter

Nazis gerade auch in den oberen Rängen des Unternehmens, andererseits unterstützte es insgeheim die jüdische Gemeinde mit großen Geldsummen für die Flucht zahlreicher Stuttgarter Juden ins Ausland, und schließlich beschäftigte das Unternehmen auch etliche jüdische Mitarbeiter. Freilich zeigte das Unternehmen keinerlei Hemmungen, für die Vernichtungs-

feldzüge der Nazis seine Produkte zu liefern oder Gefangene des NS-Regimes beispielsweise im Ludwigsburger Zuchthaus ebenso wie Zwangsarbeiter/innen aus dem Osten als Sklaven auszubeuten.

Wie auch immer – 1942 gab es für Oskar Mannheim keinen sicheren Schutz mehr.

Was der Anlass für ein Gerichtsverfahren gegen ihn war, ließ sich bisher nicht klären: Welchen Umfang der Vorwurf hatte, ob ihm politisches Engagement gegen die Nazis vorgeworfen wurde, ob es ein vorgeschobenes kaufmännisches Vergehen war, um ihm wegen seiner jüdischen Abstammung zu schaden – Spekulation.

Vieles ist also unsicher, wenn von Oskar Mannheim die Rede ist. Doch eines ist eben sicher: Die Nazis verfolgten ihn, sperrten ihn ein und ermordeten ihn schließlich, als er gerade 40 Jahre alt war – den Ludwigsburger aus der Schloßstraße 23. ■

Recherche: Max Bleif





7

Bei der katholischen Kirche 2

Florina Ottenheimer

Der Leidensweg einer Ludwigsburgerin

«Liebe Tante Flora!

Wir wundern uns sehr, schon so lange nichts von Dir zu hören, und auch Neuwirths (ANMERKUNG: Eltern der Schwiegertochter), bei denen wir angerufen, haben in letzter Zeit nichts von Dir erhalten.

Hoffentlich bist Du immer in guter Gesundheit. Vor circa vier Wochen haben wir ein Päckchen mit Zuckerle und Obst gesandt und hat Mutter ein Briefle dazu geschrieben, aber bis heute haben wir keine Empfangsanzeige von Dir erhalten, was uns sehr wundert, da wir das von Dir nicht gewohnt sind»

Diese Zeilen schrieb Jakob Greilsamer aus Ludwigsburg am 23. August 1940, gerichtet an seine Tante Florina Ottenheimer in die Heilanstalt Zwiefalten. Sie erreichten sie nicht mehr.

Als letzter Eintrag im Aufnahmebuch der Heilanstalt Zwiefalten steht in der Spalte «Tag des Austritts: 13. 8. 1940 verlegt.» An diesem Tag geht ein

Transport mit insgesamt fünfundsiebzig Frauen nach Grafeneck. Auf der Verlegungsliste steht an fünfzehnter Stelle ihr Name, ihr Geburtsdatum und die Nummer aus der Verpflegungsgeldliste. Die Frauen

wurden wohl unmittelbar nach ihrer Ankunft am 13. August 1940 durch giftiges Gas ermordet.



Florina Ottenheimer war 64 Jahre alt, als sie im Zuge der «Aktion T4» ermordet wurde. Unter dieser harmlos scheinenden Bezeichnung wurde das erste groß angelegte Mord-Programm der deutschen Nazis bekannt: Über 100.000 Psychiatrie-Patient/innen und Menschen mit Behinderung wurden gezielt und mit viel krimineller Energie ermordet. Das leitende Büro für diese Aktion war in Berlin im Haus Tiergartenstraße 4 - daher die Abkürzung «T4» .

Florina Ottenheimer, geborene Bloch, die Tochter eines jüdischen Handelsmannes und Landwirts, wurde als neuntes von vierzehn Geschwistern am 20. Juni 1876 im Hegaudorf Randegg geboren.

Als Jüdin mit gesundheitlichen Sorgen doppelt gefährdet

Die Randegger Juden besaßen schon seit Beginn des 18. Jahrhun-

derts eine eigene Synagoge und eine kleine jüdische Schule. Florina wurde mit ihren Geschwistern streng orthodox erzogen. Sie besuchte die Simultanschule für christliche und jüdische Kinder.

Mehrere ihrer Randegger Verwandten waren nach Karlsruhe verzogen. Vermutlich konnte sie bei einer der Familien wohnen und besuchte deshalb zur weiteren Ausbildung die höhere Mädchenschule in Karlsruhe.

Am 10. April 1899 heiratete Florina in Ludwigsburg den jüdischen Handelsmann und Viehhändler Gustav Ottenheimer. Im Jahr darauf, am 24. Oktober 1900, wurde ihr Sohn Julius geboren. Julius blieb das einzige Kind des Ehepaares. Die Familie wohnte im zweiten Stock des Hauses *Bei der Katholischen Kirche 2*.

Aufopferungsvoll für andere

Bei der aufopfernden Pflege ihrer schwerkranken Schwiegermutter Nannette Ottenheimer überanstrengte sich Florina körperlich und psychisch. Nach dem Tod der Schwiegermutter – sie starb im Februar 1914 – machte Florina sich schwere Vorwürfe, sie nicht ausreichend versorgt zu haben und für ihren Tod verantwortlich zu sein.

Zur Behandlung ihrer depressiven Zustände wurde Florina im September 1914 in die Heilanstalt Kennenburg bei Esslingen eingewiesen. Der Aufenthalt dort dauerte weit über ein Jahr. Am Neujahrstag, dem 1. Januar 1916, wurde sie entlassen. Aus den Krankenunterlagen geht hervor, dass Florina seit ihrer Jugend unter Schwerhörigkeit litt, über Lärm und Stimmen klagte und deshalb nervös wirkte. Florina war in Kennenburg sehr unglücklich und wünschte sich nichts sehnlicher, als zu ihrer Familie zurückkehren zu dürfen.

Florinas Ehemann Gustav Ottenheimer verstarb am 12. September 1927 im Alter von 59 Jahren. Er wurde auf dem neuen israelitischen Friedhof in Ludwigsburg bestattet.

Die gefährliche «Irrendatei»

Angeblich wegen auffälligen Verhaltens stellte die Kreispflege Ludwigsburg am 12. September 1938 einen Antrag auf Unterbringung Florinas in eine Heilanstalt, die Aufnahme sei «dringend notwendig.» Ein Jahr später, am 20. September 1939, wurde Florina in die Heilanstalt Zwiefalten eingewiesen, die «Sammelstelle» für jüdische Patienten war.

Es ist erwiesen, dass in den 1930er-Jahren eine sogenannte «Irrdatei» erstellt wurde. Die Daten aller Patienten, die seit 1900 in Heilanstalten untergebracht waren, wurden gesammelt. Daraus wurden Listen von ungefähr 100.000 Personen erstellt, die im Sinne der nationalsozialistischen Rassenideologie «abgearbeitet» wurden.

So war auch Florinas Aufenthalt in der Heilanstalt Kennenburg samt Krankenunterlagen «aktenkundig». Die Kosten für die Unterbringung und die Pflege Florinas in Zwiefalten musste die israelitische Gemeindepflege Stuttgart bezahlen. Seit Mitte der 1930er-Jahre waren jüdische Patienten und Patientinnen von der öffentlichen Wohlfahrtspflege ausgeschlossen.

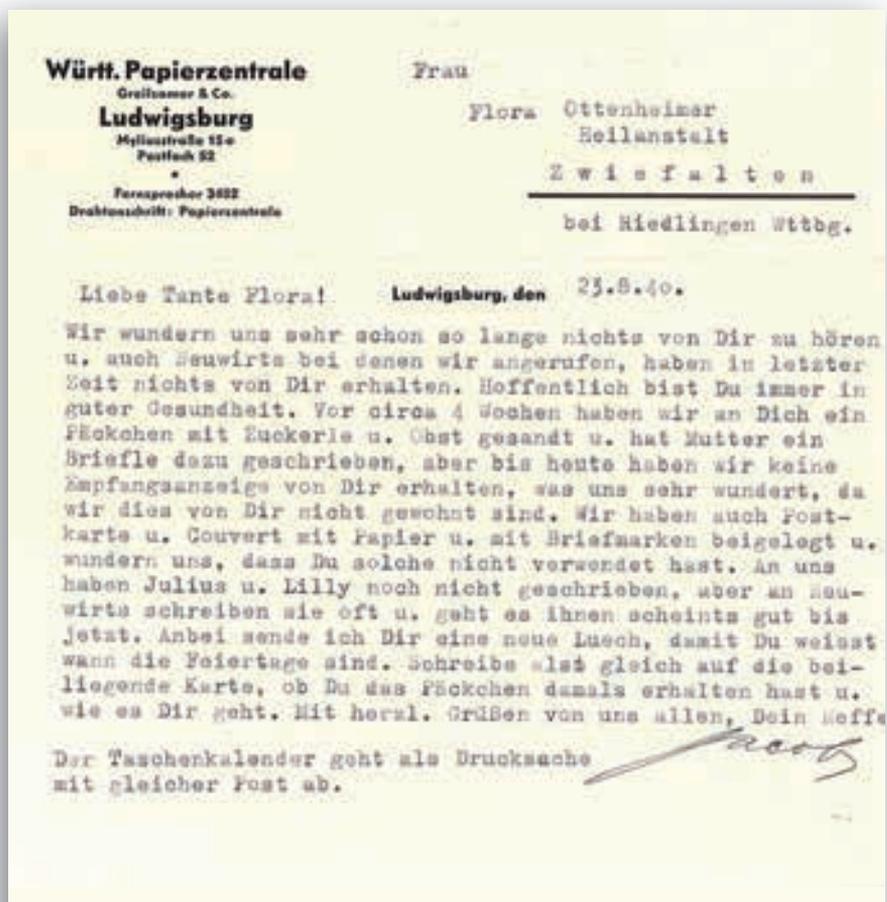
Ein ehemaliger Assistenzarzt von Zwiefalten beschreibt die katastrophalen Zustände zu Beginn des Jahre 1940

mit folgenden Worten: »Hunderte von Patienten warteten in notdürftigen Unterkünften (auf blankem Stroh).«

Der Leidensweg vieler Patienten endete vor dem Weitertransport.

Es gibt fast keine Belege für die Zeit, in der Florina in Zwiefalten war. Ihre Krankenakten wurden dem Transport nach Grafeneck mitgegeben und an die «Zentrale Tötungsorganisation Berlin» weitergeleitet.

In den sogenannten «Nachakten» in Zwiefalten befindet sich eine Liste, in der allmonatlich vom Tag ihrer Aufnahme bis zu ihrer Verlegung ihr Körpergewicht vermerkt wurde, das Kleiderverzeichnis, in dem ihre persönlichen Gegenstände bei der Aufnahme registriert wurden, ihre Kennkarte für Juden und der bereits erwähnte Brief ihres Neffen Jakob, der hier ungekürzt zu lesen ist:



«Abgestempelt»: Die Kennkarte Florina Ottenheimers mit dem «J» für jüdische Bürgerinnen und Bürger, mit dem jüdischen Frauen aufgezwungenen zusätzlichen Vornamen Sara und mit gleich drei Stempeln des Polizeiamtsvorstands mit NS-Signet



Im Frühjahr 2010 nahm die Stolperstein-Initiative Ludwigsburg ein Päckchen aus England in Empfang; der Absender war Harry Grenville, Jakob Greilsamers Sohn. Es enthielt ein Buch, das einst Florina Ottenheimer gehört hatte:

«Jerusalem» steht auf dem Buchdeckel, der aus Nussbaumholz angefertigt wurde. Beim Aufschlagen entdeckt man den Inhalt: «Blumen des Heiligen

Landes». Kunstvoll gepresste Pflanzen sind eingeklebt und nach über hundert Jahren noch unversehrt.

Die Widmung lautet: *Der Erzneschumme Flora Bloch*. «Neschumme» ist das jiddische Wort für Seele. Mit der verstärkenden Silbe «Erz...» davor – könnte dies nicht ein Hinweis auf einen sehr empfindsamen Menschen sein, der Florina war? ■

Gudrun Karstedt, Anita Wesner





Die Verlegung des Stolpersteins für Florina Ottenheimer am 27. September 2008 fand reges Interesse. Auch Oberbürgermeister Werner Spec informierte sich über das Schicksal der ermordeten Bürgerin der Stadt.



Julius und Lili Ottenheimer geb. Neuwirth

Julius Ottenheimer, der Sohn von Florina und Gustav Ottenheimer, studierte Medizin. Er arbeitete als Assistenzarzt im Städtischen Krankenhaus in Bad Cannstatt. Dort lernte er 1928 seine zukünftige Frau, Lili Neuwirth, ebenfalls Assistenzärztin, kennen.



Das Ehepaar eröffnete in Stuttgart eine Gemeinschaftspraxis für Innere Krankheiten. Aufgrund der doppelten steuerlichen Belastung führte Julius Ottenheimer die Praxis nach kurzer Zeit allein weiter. Er wurde oberster medizinischer Berater des Württembergischen Landesverbands der Landwirte und Bauern und Vertrauensarzt der Stuttgarter Ortskrankenkasse. Ab 1933 war er gemeinsam mit dem Kinderarzt Otto Einstein für die «Judenbehandlung» in Stuttgart zuständig. 1939 musste er die Praxis aufgeben. Im gleichen Jahr mussten Julius und

Lili Ottenheimer in das «Judenhaus» in der Gustav-Sigle-Straße 3 übersiedeln. Es gelang 1939 noch rechtzeitig die Emigration nach England, wo sie allerdings monatelang wegen Geldmangels auf die Auswanderung in die USA warten mussten.

Nach der Ankunft in New York arbeitete Lili Ottenheimer als Krankenpflegerin. Sie ermöglichte damit Julius das Sprachexamen für die Medizinprüfung abzulegen. Julius konnte daraufhin eine Praxis in New York eröffnen. 1952 wurde er mit dem Arzt Fritz Groedel Mitbegründer des American College of Cardiology, das heute eines der größten nationalen und internationalen Kardiologie-Colleges der Welt ist.

Lili Ottenheimer ließ sich als Psychiaterin im Bellevue Hospital in New York weiterbilden. Danach wurde sie Professorin für Psychiatrie an der New York University, Department of Psychiatrie und an der Fakultät des New York Medical College. Sie war unter anderem Mitglied der Royal Society of Health und der American Psychiatric Association.

Julius und Lili Ottenheimer sind kinderlos geblieben. Julius Ottenheimer starb am 24. September 1982 in New York. Lili Ottenheimer praktizierte bis in ihr hohes Alter. Sie starb kurz vor ihrem 95. Geburtstag, am 16. September 1997 in New York. ■

Gudrun Karstedt, Anita Wesner

Quellen:

Joachim Hahn, *Jüdisches Leben in Ludwigsburg* Karlsruhe 1998

Hermann J. Pretsch (Hrsg.)
Euthanasie – Krankenmorde in Südwestdeutschland Zwiefalten 1996

Susanne Ruelß, *Stuttgarter jüdische Ärzte während des Nationalsozialismus* Würzburg 2009

Archiv Zwiefalten

Stadtarchiv Ludwigsburg

Staatsarchiv Ludwigsburg

Staatsarchiv Sigmaringen

Harry Grenville

**8****Kirchstraße 1/1:**

Julie und Salomon Kaufmann

Das Warenhaus im Herzen der Stadt

Wer die LB Bank Ecke Wilhelm-/Kirchstraße in Ludwigsburg betritt, um an den Bankautomaten seine Bankgeschäfte zu erledigen, befindet sich am Ort des einstigen jüdischen Warenhauses «Gebrüder Grumach Nachfolger».

Jahrzehntlang haben die Ludwigsburger beim «Grumach» Textil- und Haushaltswaren eingekauft. Der Verkauf des Ladengeschäfts Ende 1938 war das Resultat jahrelanger Repressalien gegenüber dem jüdischen Inhaber Salomon Kaufmann und seiner Familie.

Karl Kochmann hatte 1891 die Firma «Gebrüder Grumach Nachfolger» übernommen. Er konnte das zuvor in Konkurs geratene Geschäft erfolgreich betreiben. Seit Juli 1900 war das Sortiment stark erweitert, so dass es als Warenhaus eingetragen werden konnte.

Zum 1. Juli 1903 verkaufte Karl Kochmann das Geschäft an Valentin Schachner und Salomon Kaufmann. Karl Kochmann zog mit seiner Familie nach Berlin.

Salomon Kaufmann war der erste aus der Familie Kaufmann, der 1903 aus Binau/Baden nach Ludwigsburg kam. Er war am 10. Januar 1876 als Sohn des jüdischen Handelsmannes Josef Kaufmann und seiner Frau Eva geb. Götter geboren. In Binau hatte es seit Anfang des 18. Jahrhunderts eine jüdische Gemeinde mit eigener Synagoge, jüdischer Schule, einem rituellen Bad und jüdischem Friedhof gegeben. Die Gemeinde gehörte zum Rabbinat Mosbach.

Die jüdischen Familien lebten überwiegend vom Viehhandel, bevor viele von ihnen in der zweiten Hälfte des



Die Familie von Salomon Kaufmann wohnte im Haus Seestraße 17.

19. Jahrhunderts ihre Dörfer verließen und in den Städten bessere Berufs- und Geschäftsbedingungen fanden.

So zogen dann später auch die drei Neffen Salomon Kaufmanns nach Ludwigsburg. Julius gründete die Sportschuhfabrik Kaufmann & Cie., Hermann war Handelsvertreter, Max arbeitete bei seinem Bruder Hermann. Salomon Kaufmanns Nichte Selma wurde die Frau des Dentisten Hans Friedrich Wolf, der in Ludwigsburg seine Praxis hatte.

Valentin Schachner, der Geschäftspartner Salomon Kaufmanns, stammte vermutlich aus dem Allgäu; im Weiteren würde wichtig sein, dass er kein Jude war. Er lebte später in Reutlingen und Rosenheim/Oberbayern. Salomon Kaufmann und Valentin Schachner gründeten nach der Übernahme des Warenhauses eine oHG.

1904 heiratete Salomon Kaufmann die 22jährige Bertha Rosenfelder aus Gunzenhausen. Sie war die Tochter des Levi Rosenfelder, Inhaber eines Bekleidungsgeschäfts, und seiner Frau Therese geb. Herzog.

Im März 1905 kam in Ludwigsburg das Töchterchen Elfriede zur Welt. Es starb, erst zweijährig, zwei Monate vor

Walters Geburt am 8. Mai 1907. Ludwig wurde am 12. Oktober 1912, Fritz am 13. Mai 1921 geboren.

Therese Rosenfelder, Berthas Mutter, war 1911 nach dem Tod ihres Mannes von Gunzenhausen nach Ludwigsburg gezogen. Sie lebte in unmittelbarer Nachbarschaft zur Familie Kaufmann, die im 1. Stock der Seestraße 17 über der Schreibwarenhandlung Würch wohnte. Therese Rosenfelder starb unerwartet im August 1921 in Karlsruhe, als sie sich zu Besuch bei der Familie ihrer Tochter Metha aufhielt.

Fritz war erst zwei Jahre alt, Ludwig neun und Walter sechzehn, als ihre Mutter im Alter von 41 Jahren am 16. Juni 1923 starb. Sie wurde auf dem neuen israelitischen Friedhof in Ludwigsburg bestattet.

In zweiter Ehe heiratete Salomon Kaufmann im Juni des Jahres 1924 Julia (Julie) Hirschfelder, die am 21. Dezember 1881 in Lehrensteinsfeld geboren war. Sie war die Tochter von Naphtali Hirschheimer und Lina geb. Falk.

Walter Kaufmann arbeitete, soweit feststellbar, ab 1932 im väterlichen Geschäft mit. Er, später der einzige Überlebende seiner Familie, berichtete nach seiner Rückkehr Anfang der 1950er-Jahre, dass der Umsatz ab 1933 von Jahr zu Jahr geringer wurde. Die Boykottaufrufe der Nationalsozialisten, nicht mehr beim «Juden» einzukaufen, brachten die jüdischen Geschäftsinhaber in immer größere existenzielle Not und dienten dem Ziel, die Juden aus Deutschland zu verdrängen.

Um Mindereinnahmen ausgleichen zu können, verkaufte Salomon Kaufmann im August 1933 das Gebäude Wilhelmstr.18, das er gemeinsam mit Valentin

Anti-jüdische Propaganda wurde frei erfunden



Das Gebäude Kirchstraße 1/1 ist der Platz, den die meisten Zeitgenossen mit Salomon und Julie Kaufmann in Verbindung bringen.

Schachner 1913 erworben hatte. Der Verkaufserlös ging deshalb jeweils zur Hälfte an Salomon Kaufmann und Valentin Schachner. Im Oktober 1933 schied Valentin Schachner dann als Gesellschafter aus. Neuer Gesellschafter wurde Walter Kaufmann.

Mit welchen Hetzkampagnen in der Ludwigsburger Bevölkerung Stimmung gegen die jüdischen Geschäftsleute gemacht wurde, zeigt ein Artikel aus dem Jahr 1936 in der Zeitschrift «Flammenzeichen», unter dem Titel «Eine Oase des Judentums» über das Ludwigsburger Kaufhaus Stern: «dieses Judenhaus überragt haushoch die ganze Stadt und ist schon von weitem sichtbar. Vom First herunter grüßt der «Davidsstern» (ANMERKUNG: dies war nie der Fall!) gleichsam als Triumph des jüdischen Geschäftsgeistes.»

Wer mit Juden Umgang hatte, sich vom jüdischen Arzt behandeln ließ oder in jüdischen Geschäften einkaufte, wurde angezeigt oder öffentlich angeprangert und bedroht.

Salomon Kaufmann blieb in der Folge keine andere Wahl, als weitere Immo-

bilien zu verkaufen. Im Juli 1937 wurde der Kaufvertrag für das Gebäude Kirchstraße 1/1 unterschrieben. Käufer war der Inhaber eines Geschäfts für Fotoartikel. Es wurde vertraglich festgesetzt, dass Salomon Kaufmann einige nicht benötigte Räume zum Verkauf seiner Waren mieten konnte.

Als letzten Grundstücks- und Hausbesitz blieb Salomon Kaufmann (gemeinsam mit Valentin Schachner) das Gebäude in der Kirchstraße 2/2. Im Sommer 1938 musste auch dieses verkauft werden. Käufer war die Ludwigsburger Privatbank Bender und Kraft.

Während in Ludwigshafen am Vormittag des 10. November 1938 die Vorbereitungen zur Brandlegung an der jüdischen Synagoge begannen, wurden «greifbare» jüdische Männer verhaftet. Sie kamen kurze Zeit in das Ludwigsburger Gefängnis in Untersuchungshaft, danach in «Schutzhaft». Unter ihnen war auch Salomon Kaufmann. Es hieß, dass Salomon Kaufmann erst wieder frei gelassen wurde, als er sein Versprechen auszuwandern gegeben hatte. Dies wurde nicht bestätigt, war

jedoch bei anderen Inhaftierten der Fall gewesen.

Nachdem die Synagoge in Brand gesetzt war, wurden jüdische Geschäfte demoliert. Beim Warenhaus Grumach wurden die Schaufenster eingeschlagen. Bettfedern hätten wie «Schnee» auf dem Bürgersteig gelegen, berichteten Augenzeugen.

Unmittelbar nach den Ereignissen des 10. November suchte Salomon Kauf-

Wer ausreisen wollte, wurde ganz offiziell ausgeplündert

mann einen Käufer für seine Waren und seine Laden-einrichtung. Es kam zum Kaufvertrag mit den Herren Palm und Schaile. Ab Dezember 1938 existierte das Warenhaus Grumach nicht mehr. Von da ab war es, bis in die Nachkriegsjahre hinein, «Palm und Schaile». Nachdem Frau Palms Mann im Krieg gefallen war, führte die Witwe das Geschäft mit der vom Warenhaus Grumach übernommenen Verkäuferin, Fräulein Höschele, weiter.

Walter Kaufmann emigrierte Ende November 1938 nach Montevideo in Uruguay.

Durch ein Versäumnis verzögerte sich seine Abreise. Bei der Einschiffung in Holland wurde festgestellt, dass das J im Reisepass fehlte. Er musste nach Ludwigsburg zurückfahren und das fehlende J nachtragen lassen. Die Angestellte im Rathaus sei wegen ihres Fehlers hell entsetzt gewesen, erzählte Walter Kaufmann später seinen Töchtern.

Fritz Kaufmann hatte ebenfalls vor, nach Südamerika auszuwandern. Die bereits bezahlte Schiffsreise wurde rückgängig gemacht. Er emigrierte nach England und wurde 1940 Freiwilliger der Britischen Armee.

Ludwig Kaufmann hatte im Dezember 1936 Greta Erna Steinberg in Gütersloh geheiratet. 1939 wanderte das Paar nach Amsterdam aus. So kam es wohl auch, dass Salomon und Julie Kaufmann nicht mehr die Auswande-

Schreiben des Oberfinanzpräsidenten an Salomon Kaufmann: Die Bürokratie als gieriger Handlanger des rassistischen Nazi-Terrors.

«Ich erkläre mich bereit, der Mitnahme Ihres Umzugsguts in das Ausland zuzustimmen, wenn Sie zuvor hinsichtlich der Neuanschaffungen RM 2 250.-- als ersatzlose Abgabe an die Deutsche Golddiskontbank, Berlin, unter Angabe des Vermerks «Auflage Umzugsgut» überwiesen haben. Die erfolgte Zahlung ist mir nachzuweisen. Der Bescheid berechtigt gleichzeitig Ihre kontoführende Bank zur Zahlung obiger Abgabe.

Die Auflage kann auch dadurch erfüllt werden, dass Effekten im Wert des Abgabebetrags bei einer Devisenbank in ein für die preußische Staatsbank als Treuhänderin des Herrn Reichswirtschaftsministers errichtetes Sonderdepot eingelegt werden.

Von Gold-, Silber- und sonstigen Schmuckgegenständen können pro Person nur

- 1.) eine Uhr (kein Gold)*
 - 2.) zwei Silberbestecke (4 teilig)*
 - 3.) der Ehering*
- mitgenommen werden.*

Nachstehende Gegenstände können nicht mitgenommen werden und sind zu verkaufen:

- 1 Radio*
 - 1 Schreibmaschine*
 - 1 Siemens Heimbügler*
 - 1 Kühlschrank*
 - 1 Badeofen*
 - 1 Gasherd*
 - 1 Herren- u. Damenrad.*
- Nachweis über den Verkauf ist zu erbringen.»*

rung nach Nordamerika, sondern nach Holland beantragten.

Wie schäbig man mit den «auswanderungswilligen» Juden verfuhr, zeigt der Brief des Oberfinanzpräsidenten Württemberg (Devisenstelle) vom 26. Mai 1939 an Salomon Kaufmann, dessen Text auf der vorherigen Seite dargestellt ist.

Auf dieses Schreiben antwortete Salomon Kaufmann am 3. Juni 1939. Er erklärt bei jedem Gegenstand ausführlich, wieso er ihn dringend benötigt. Der Umzug erfolge in eine nicht eingereichtete Fischereihütte, mehrere Kilometer von der nächsten Einkaufsmöglichkeit entfernt. Deshalb seien sie auf die Fahrräder angewiesen. Auch brauche er, um Arbeit zu finden, dringend seine Schreibmaschine. Die Antwort lautete: *«Auf Ihr Schreiben vom 3. 6. 1939 teile ich Ihnen mit, dass Sie die in meinem Brief vom 26. 5. 1939 aufgeführten Gegenstände zu verkaufen haben. Die Mitnahme derselben kann nicht genehmigt werden. Ich sehe dem Nachweis über den erfolgten Verkauf entgegen.»*

An die Oberfinanzdirektion schickte Salomon Kaufmann dann am 7. Juli 1939 den erforderlichen Nachweis der verkauften Gegenstände mit Preis und Käufer. Am Ende schrieb er als Vermerk: «Der Verkauf obiger Gegenstände war ziemlich schwierig, die Tageszeitung nimmt von mir keine Verkaufsannoncen auf, auch waren die Sachen schon längere Zeit von mir in Gebrauch.»

Salomon und Julie Kaufmann verließen ihre Wohnung in der Mathildensstraße 8 in Ludwigsburg am 3. August 1939 in Richtung Edam/Holland.

Harry Grenville, der als Junge im gleichen Haus gewohnt hat, erinnert sich an Salomon Kaufmann als leidenschaftlichen Skatspieler. Er wäre einfach als «der Grumach» bekannt gewesen.

Walter Kaufmann versuchte von Südamerika aus die mittellosen Eltern zu unterstützen. Mit der Besetzung der Niederlande durch die Deutschen begann für die asylsuchenden Juden eine neue Welle der Verfolgung. Ab Juni 1942 musste der Judenstern getragen werden.

Im Mai beziehungsweise Juni 1943 wurden Salomon und Julie Kaufmann, wie auch Ludwig und Greta Erna Kaufmann ins KZ Westerbork in Holland eingewiesen.

Die Flucht nach Holland war nur für kurze Zeit ein Ausweg

Hans Peter Kaufmann, der im Dezember 1939 geborene Sohn von Ludwig und Greta Erna Kaufmann, war vor der Deportation christlichen Freunden übergeben worden.

Salomon und Julie Kaufmann wurden im September 1943 in das KZ Auschwitz deportiert. Sie sind dort angekommen.

Ludwig Kaufmann kam in Polen ums Leben, vermutlich im Dezember 1943 in Warschau. Der Todesort und das Todesdatum von Greta Erna Kaufmann sind bis heute unbekannt.

Fritz Kaufmann war unter seinem neuen Namen Fred Kennard-Rosenfelder für kurze Zeit als britischer Soldat 1946 in Ludwigsburg. Er nahm Verbindung zu Frau Palm auf. Wenige Zeit später wanderte er nach Chile aus. Er wurde im Dezember 1949 in Panimadía ermordet. Der Mord blieb unaufgeklärt.

Walter Kaufmann hatte im Dezember 1941 Amanda Acosta de Selveira in Montevideo (Uruguay) geheiratet. Amanda Acosta de Selveira wurde 1919 in Rivera/Uruguay geboren. Im Oktober 1943 kamen die Zwillingstochter Evelyn und Karin in Montevideo zur Welt.

1951 kehrte Walter Kaufmann nach Ludwigsburg zurück. Er versuchte unter schwierigen Bedingungen einen Neuanfang. Es gelang ihm im Lauf der Jahre, ein Ladengeschäft für Ex- und Importartikel einzurichten: «Weka-Import» in der Wilhelmskaserne, Ecke Wilhelm-/Hospitalstraße. Er unterhielt auch Filialen in Stuttgart und zeitweise in Marbach.

Amanda Kaufmann war mit den Zwillingstöchtern im Februar 1952 nach Ludwigsburg gekommen. Ludwigsburg wurde wieder zur Heimat beziehungsweise zur neuen Heimat für Familie Kaufmann. Amanda Kaufmann arbeitete bis zur Aufgabe des «Weka Import» in den 1970er-Jahren im Geschäft ihres Mannes mit.

Walter Kaufmann starb am 16. Dezember 1980. Er wurde auf dem neu-

en israelitischen Friedhof beigesetzt. Amanda Kaufmann wohnt 91jährig in einem Seniorenheim in Wachenheim an der Weinstraße.

Ebenfalls in Wachenheim an der Weinstraße lebt Walter Kaufmanns Tochter Evelyn Haefe. Ihre Zwillingsschwester, Karin Kaufmann, lebt in Saarlouis im Saarland.

Peter Joachim Kaufmann, Ludwig und Eva Kaufmanns Sohn, wuchs in Holland bei seinen Pflegeeltern auf. Das Angebot seines Onkels Walter, zu den Verwandten nach Ludwigsburg zu ziehen, wollte er nicht annehmen. Er studierte nach dem Abitur Jura. Peter Joachim Kaufmann wurde Professor für Arbeitsrecht an einer niederländischen Universität. Er starb im April 1996.

Anfang der 1950er-Jahre verkaufte die insolvente Privatbank Bender und Kraft das Gebäude in der Kirchstraße 1 an die damalige «Württembergische Landessparkasse». Nach dem Abbruch des Gebäudes wurde es neu gebaut und ist in der Zwischenzeit mehrfach renoviert und umbenannt worden, die heutige «LB Bank». ■

Gudrun Karstedt

Quellen:

Joachim Hahn, Jüdisches Leben in Ludwigsburg
Karlsruhe 1998

Albert Sting, Geschichte der Stadt Ludwigsburg,
Band 2, Ludwigsburg 2004

Stadtarchiv Ludwigsburg

Staatsarchiv Ludwigsburg

Evelyn Haefe

Harry Grenville.



9

Mathildenstraße 6

Dr. Walter Pintus

Keine Hilfe für den beliebten Arzt

In der Mathildenstraße 6 in Ludwigsburg lebte und wirkte bis 1938 Dr. med. Walter Pintus. Er war über Jahrzehnte ein angesehenener Bürger der Stadt und für viele Patienten ein sorgender, hilfreicher und beliebter Arzt.

Er wurde am 27. September 1880 in Berlin geboren. Die Eltern, Emil Pintus, Bankier in Berlin und Marie, geb. Blumgard, ermöglichten ihm das Medizinstudium, das er 1904 mit der Promotion zum Doktor der Medizin in Straßburg abschloss.

1905 übernahm er in Ludwigsburg die Praxis des bereits früh verstorbenen Dr. Jakob Plaut in der Mathildenstraße 6, die er als praktischer Arzt und Geburtshelfer weiterführte.

1906 heiratete er die drei Jahre jüngere Helene geb. Jacobi, Tochter eines Stuttgarter Likör-Fabrikanten. 1907 wurde Tochter Lotte geboren, die 1931 anlässlich ihrer Verheiratung mit dem Juristen Dr. Hugo Weiß zur evangelischen Kirche übertrat.

Dr. Pintus war ein sehr gefragter Hausarzt mit einer sehr ausgedehnten Praxis, deren Anwachsen dann zeitweilig sogar die Anstellung eines Assistenzarztes erforderte. Seine Tätigkeit erstreckte sich bis in die weitere Umgebung von Ludwigsburg.

Zu den Hausbesuchen wurde wohl anfangs mit Pferd und Wagen, im Winter auch mit dem Pferdeschlitten gefahren. Später wird von eigenem PKW mit stän-





diger Beschäftigung eines Fahrers berichtet.

Im Hinterhaus, das inzwischen neu errichtet wurde und heute als medizinischer Behandlungsraum dient, befand sich, wie mir berichtet wurde, entsprechend die Stallung beziehungsweise später die Garage und die Wohnung für den Fahrer.

Im Erdgeschoss des Vorderhauses befand sich die Praxis, darüber die Wohnung. Zum Besitz gehörte außerdem ein großes Gartengrundstück.

Zuerst wurde die berufliche Existenz des Arztes ruiniert

Dr. Pintus war geschätzt für sein großes Verständnis für Jung und Alt. Auch um die sozialen Nöte seiner Patienten habe er sich sehr gekümmert und oft spontane Hilfsbereitschaft in Notsituationen bewiesen, weit über seine ärztlichen Verpflichtungen hinaus. Er zeigte unermüdlichen Einsatz auch trotz einer gewissen körperlichen Behinderung beim Gehen. Zeitzeugen konnten anlässlich der Stolperstein-

Verlegung hierzu noch aus eigener Anschauung berichten.

Joachim Hahn hat in seinem Buch «Jüdisches Leben in Ludwigsburg» ausführlich dazu berichtet. Außerdem ergibt ein sehr eindrucksvoller Bericht über die Freundschaft zwischen den Familien Dr. Pintus und Dr. Adolf Richter durch dessen Sohn Gerhard für Dr. Pintus das Bild eines humanistisch gesinnten, weltoffenen, gebildeten und natürlich politisch schon früh weitsichtigen Mannes.

Allerdings hatte der Arzt wohl lange geglaubt, dass ihm als Teilnehmer im Ersten Weltkrieg nichts passieren könnte von Seiten der «Nazis» – er war ja in Ludwigsburg Leiter des Kriegsgefangenenlazaretts im Offiziersrang gewesen.

Ab 1. Januar 1938 wurde im Zuge der zunehmenden Repressalien gegen die jüdischen Bürgerinnen und Bürger jedoch seine kassenärztliche Tätigkeit bereits deutlich eingeschränkt, am 1. Oktober 1938 wurde er aus dem kassenärztlichen Register gestrichen,



die Approbation als Arzt wurde gelöscht.

Schon zuvor gab es seit 1933 die Anforderungen zum Boykott der Praxis des jüdischen Arztes und öffentliche Verunglimpfung und Verhöhnung seiner Patienten – so 1936 in der NS-Lokalzeitung.

Nach der Reichs-Pogromnacht vom 9. zum 10. November 1938 (in Ludwigsburg wurde der eigentliche Aufruf zum «spontanen Volkszorn» verschlafen und erst ab dem Vormittag des 10. November umgesetzt) wurde die Praxis zwangsweise aufgelöst und Dr. Pintus mit zahlreichen weiteren jüdischen Bürgern aus Ludwigsburg verhaftet. Mit anderen wurde Dr. Pintus ins KZ Dachau gebracht. Über die Ursache seines Todes am 13. November 1938

gibt es wohl keine Sicherheit, als möglich ist anzusehen ein Selbstmord mit dem wohl seit längerem hierfür stets vorhandenen Giftvorrat, worüber mir auch noch Zeitzeugen Bericht geben konnten.

Seiner Ehefrau Helene Pintus und auch der Tochter Lotte und deren Ehemann mit ihrer 1936 in Stuttgart geborenen Tochter Margrit Brigitte gelang noch 1941 die Auswanderung nach Argentinien. Frau Helene Pintus starb dann dort in Buenos Aires im Jahre 1979 mit 96 Jahren. Ihre Tochter Lotte lebte zuletzt in Zürich und starb, neun Jahre nach ihrem Mann, dort im Jahre 1998 im Alter von 90 Jahren. ■

Dr. med. Friedhelm Buschbeck

Quellen:

Dr. A. Sting: Spuren jüdischen Lebens

Dr. Joachim Hahn: Jüdisches Leben in Ludwigsburg - Geschichte, Quellen und Dokumentation.

Akten aus dem Staatsarchiv LB

Stadtarchiv: Bericht Gerhard Richter in «Hie gut Württemberg» der LKZ: «Walter Pintus und Adolf Richter»,

Notizen aus dem Stadtarchiv (58) - u.a.

Wer veranlasste, dass Walter Pintus nach Dachau deportiert wurde?

Wir dokumentieren hier die Aussage des Arztes Dr. Ludwig Elsas, Sohn des Fabrikanten Max Elsas, zu Protokoll gegeben am 30. November 1946.

Das Dokument befindet sich in der Spruchkammerakte von Ferdinand Ostertag, einem Kopf der NSDAP in Ludwigsburg. Er hatte 1933 einen der Führungsposten bei der Bausparkasse GdF Wüstenrot bekommen und war als starker Mann seiner Partei Stellvertreter von Bürgermeister Karl Frank im Rathaus. Für seine Beteiligung an der Brandstiftung der Ludwigsburger Synagoge wurde er nach dem Ende des Faschismus rechtskräftig verurteilt.

Ostertag war zu Beginn der 1930er-Jahre Ortsgruppenleiter der NSDAP gewesen; in vielen Zitaten aus späterer Zeit wird er von unterschiedlichsten Leuten noch als Ortsgruppenleiter bezeichnet.

Da ein begleitender Polizist aussagte, Ostertag habe bei diesem Anlass, anders als von Elsas angegeben, nichts gesagt, wurde Elsas' Aussage nicht weiter berücksichtigt.

Jochen Faber

Quelle: JS/72/1853 in der Akte des Staatsarchivs Ludwigsburg, EL 903/1 Bü 513

«Ich selbst wurde erst am Samstag, den 11. 11. [1938] nachmittags von dem Kriminalbeamten Götz dorthin eingeliefert [gemeint ist das «Blockhaus» genannte frühere Amtsgefängnis in der Schorndorfer Straße 58, seit 1966 Sitz der «Zentralen Stelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen»].

Am Abend des Tages wurden wir in das frühere Polizeigefängnis Stuttgart von der SS abgeführt (...) Vor diesem Abtransport wurden wir mit den Gesichtern zur Wand im Blockhaus hingestellt, wobei die SS mit gezogenen Revolvern hinter uns stand. Plötzlich ging die Türe auf, die Bewachungsmannschaft rief Heil Hitler.

Unter diesen Begrüßungsrufen konnten wir annehmen, dass Ortsgruppenleiter Ostertag den Raum betreten hatten. Er kam dann an mir vorbei und ich erkannte ihn, da er 1933 mich meiner Stellung als Vertrauensarzt der Angestelltenversicherung enthoben hatte.

Plötzlich rief er «Ah, da steht ja auch der Pintus, den nehmt allein, den lege ich euch besonders ans Herz!» Der Kommandoführer machte eine Notiz und wir wurden abgeführt.

Während die Ludwigsburger Juden in das Konzentrationslager Welzheim gebracht wurden, kam Dr. Pintus durch diesen Einzelbefehl in das Konzentrationslager nach Dachau und wurde dort zum Selbstmord gezwungen.

Den Vorgang kenne ich aus späteren Äußerungen des jüdischen Religionslehrers Metzger von Ludwigsburg, welcher vom Konzentrationslager Welzheim später nach Dachau überführt wurde. Herr Dr. Pintus litt an einem Hüftschaden und hinkte Zeit seines Lebens. Die SS in Dachau hat mit ihm gleich nach seiner Ankunft das Kommando «Aufstehen, Hinliegen» geübt, worauf Dr. Pintus es vorzog, (...) freiwillig aus dem Leben zu gehen. (...).

[Ich bin überzeugt,] dass Dr. Pintus ohne den Einzelbefehl des Ortsgruppenleiters Ostertag mit uns in das Konzentrationslager Welzheim gekommen wäre, aus dem damals alle Ludwigsburger Juden lebend zurückkamen.»



10

Mathildenstraße 8

Klara und Jakob Greilsamer Sara Ottenheimer Die Nazis zerrissen ihre Familie

Siebzig Jahre sind vergangen, seit die beiden Geschwister Heinz und Hannah Greilsamer mit einem Kindertransport von Ludwigsburg zum Schulbesuch nach England gebracht wurden. Ihre Eltern, Jakob und Klara Greilsamer, hatten sich zu diesem Schritt entschlossen, um ihre Kinder in Sicherheit zu bringen.

Es wurde für die Kinder und ihre Eltern ein Abschied für immer. Jakob und Klara Greilsamer und die Großmutter Sara Ottenheimer wurden deportiert. Sie sind im Konzentrationslager Auschwitz ermordet worden.

Am 7. Oktober 2009 war Heinz Greilsamer, seit seiner Emigration Harry Grenville, in Begleitung seiner Familie



Jakob Greilsamer als junger Mann (links) – er war der Geschäftspartner seines späteren Schwiegervaters. 1925 heirateten er und Klara Ottenheimer; rechts das Ehepaar mit Sohn Heinz vor der beliebten Kulisse des Monreposchlusses.



nach Ludwigsburg gekommen, um bei der Verlegung der Stolpersteine zur Erinnerung an seine ermordeten Eltern und Großmutter anwesend zu sein. Bevor die Stolpersteine in den Gehweg bei der Mathildenstraße 8, dem letzten Wohnort der Familie, eingelassen wurden, gedachte Harry Grenville mit dem Kaddisch seiner toten Eltern und Großmutter. Es war nach vielen Jahren noch einmal ein Abschiednehmen, das uns Anwesende sehr bewegte.

Von Gemmingen bei Eppingen nach Ludwigsburg

Vier Brüder aus der Familie des Josef Wolf Ottenheimer und seiner Frau Sara geb. Rothschild, gründeten um 1870 den Viehhandel «Gebrüder Ottenheimer» in der Vorderen Schloßstraße 25 (heute: Schloßstraße) in Ludwigsburg. Die jüdische Familie Ottenheimer stammte aus Gemmingen bei Eppingen. Zu dieser Zeit hatte die jüdische Gemeinde dort ihren höchsten Mitgliederstand. Als endlich auch in Württemberg die bürgerliche Gleichstellung der Juden Gesetz war, zogen viele jüdische Bürger aus den Dörfern in die Städte, so auch Moses, Abraham, Simon und

Isaak Ottenheimer. Sie lebten von da an mit ihren Familien in Ludwigsburg. Bis zur Jahrhundertwende betrieb die «Gründergeneration» den Viehhandel, danach wurde er von deren Söhnen übernommen.

Josef S. Ottenheimer wurde als Sohn von Simon Ottenheimer und dessen Frau Nanette geb. Wolf 1861 in Gemmingen geboren. Seine Frau Sara war 1870, ebenfalls in Gemmingen, geboren. Sie war seine Cousine, die Tochter seines Onkels Isaak und dessen Frau Babette geb. Löwenthal. Josef und Sara hatten zahlreiche Geschwister.

Kolonialwaren und Zigarrenhandel en gros

Josef hatte sich nach dem Schulbesuch zum Kaufmann ausbilden lassen. Seinen Militärdienst absolvierte er zwischen 1879 und 1880 im Train-Batalion 13 in Ludwigsburg. Er gründete gemeinsam mit Emil Ottenheimer ein «Kolonialwaren- und Zigarrengeschäft en gros», das er an verschiedenen Standorten in Ludwigsburg betrieb. Ab 1910 war der «Zigarrenhandel en gros» in der Bahnhofstraße 9 unter-



Klara Greilsamer mit ihrer Schwester Hilde und Söhnchen Heinz 1929 vor dem Ludwigsburger Bahnhof (links). Jakob Greilsamer mit den Kindern Hannah und Heinz.

gebracht. Josef Ottenheimers Familie und weitere Familien der Ottenheimerschen Verwandtschaft wohnten bis 1938 im Hinterhaus der Bahnhofstraße 9.

Wilhelm, Klara und Hilde, die Kinder Josef und Sara Ottenheimers, haben ihre Kinderzeit wohl hauptsächlich am Reithausplatz 3 erlebt, dem vorherigen Wohnort der Familie, denn Wilhelm wurde 1892, Klara 1895 und Hilde 1896 geboren.

Die beiden Töchter besuchten in Ludwigsburg die Mädchenrealschule, das heutige Goethe-Gymnasium. Klara arbeitete dann in der Firma ihres Vaters als Kontoristin, später war sie Prokuristin der Württembergischen Papierzentrale.

Hilde besuchte die Handelsschule und arbeitete als Bürogehilfin bevor sie mit dem Studium begann. Über ihr Leben wird im Anschluss noch berichtet.

Wilhelm starb als Kriegsteilnehmer, 26jährig, im Oktober 1918 im Feldlazarett von Aincreville. Er wurde in Aincreville beerdigt.

Josef Ottenheimer war ein angesehener Bürger der Stadt und aktives Mitglied der jüdischen Gemeinde. Er war in mehreren Ehrenämtern tätig, so als Vorsteher des israelitischen Wohltätigkeitsvereins und als erster Vorsitzender des Gemeindevorstandes. Dem Ludwigsburger Kriegerverein gehörte er ebenfalls viele Jahre an.

Als Deutscher für die deutsche Armee im Krieg gefallen

Die Württembergische Papierzentrale

Den «Zigarrenhandel en gros» musste Josef Ottenheimer 1923 wegen der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse aufgeben. Es gelang ihm, zusammen mit Jakob Greilsamer, 1925 eine neue Firma zu gründen, die Württembergische Papierzentrale, Großhandel mit Packpapier und Papierwaren zu Verpackungszwecken.

In Jakob Greilsamer hatte Josef Ottenheimer einen erfahrenen Geschäftspartner gefunden. Er hatte als junger Mann mehrere Jahre für eine Karlsruher Importfirma in Algier gearbeitet. Geboren war er 1877 in Breisach. Sei-



«Zeichen der Erinnerung» heißt die großräumige Installation in der Nähe des Stuttgarter Nordbahnhofs. Sie umfasst Enden von fünf Eisenbahngleisen. Von hier aus wurden in zehn Transporten Tausende von Menschen in Ausbeutungs- und Vernichtungslager gezwungen. Eine Wand zeigt die bekannten Namen der von hier aus Deportierten, weitere Informationen sind in Schaukästen zu sehen.

Die evangelische Volksschule schloss Heinz und Hannah aus

ne Eltern waren David Greilsamer und Auguste geb. Bär. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs wurde er von den Franzosen interniert und bis zum Ende des Kriegs im Lager festgehalten. Wo Jakob Greilsamer danach gelebt und gearbeitet hat, ist nicht bekannt. Sicher ist der Wohnort Mainz, von wo er nach Ludwigsburg anlässlich der Hochzeit mit Klara Greilsamer im März 1925 zuzog.

Ein Jahr später, am 26. Februar 1926, wurde Heinz Willy Greilsamer geboren, seit der Emigration umbenannt in Harry Grenville. Zwei Jahre darauf kam am 28. Juni 1928 Hannah zur Welt. Die Kinder besuchten die evangelische Volksschule in Ludwigsburg, mussten dann aber ab 1938 täglich nach Stuttgart zur jüdischen Schule fahren, weil ihnen, als jüdischen Kindern, der Besuch öffentlicher Schulen nicht mehr gestattet war.

Harry Grenville berichtet rückblickend, dass die Württembergische Papierzentrale bis zur Boykottierung der jüdischen Geschäfte im Jahr 1933 sehr gut lief. Sein Großvater und seine Mutter arbeiteten mit einem Gehilfen im Büro. Sein Vater bereiste ganz Württemberg und Baden, um Aufträge zu sammeln. Ab und zu durfte Heinz den Gehilfen August Veigel mit dem beladenen Schubkarren zum Güter-

bahnhof begleiten. «Das war jedes Mal ein Fest.»

Zuhause versorgte Großmutter Sara die Kinder und den Haushalt. Sie war eine ausgezeichnete Köchin. Besonders an seine Lieblings Speisen Kartoffelsalat und Nudelsuppe erinnert sich ihr Enkel. Auch eine alte Ludwigsburgerin, die fast täglich bei Familie Greilsamer nach der Schule vorbei schaute und Spielkameradin von Hannah Greilsamer war, schwärmt noch heute vom guten Apfelkuchen der Großmutter. Zum großen, parkähnlichen «Bronners Garten» hatten die Kinder freien Zutritt zum Spielen. Er befand sich im Dreieck Bahnhof,- Mylius,- Schillerstraße.

1934 zog die Firma in das Hinterhaus der Myliusstraße 15 um. Noch vier Jahre konnte die Württembergische Papierzentrale von Josef Ottenheimer und Jakob Greilsamer betrieben werden, bevor die Naziherrschaft im Jahr 1938 allen noch in Ludwigsburg lebenden jüdischen Bürgern die berufliche Existenz zerstörte.

Emigration und Deportation

Die Württembergische Papierzentrale wurde im November 1938 «arisiert», also in deutschen Besitz gezwungen. Im Verlauf des Jahres 1938 waren die Großeltern Ottenheimer mit der Familie Greilsamer und der Familie des jüngsten Bruders der Großmutter,



Albert Ottenheimer, in die Mathildenstraße 8, 1. Stock, umgezogen.

Albert Ottenheimers Söhne Hans (seit der Emigration Johnny) und Fritz (seit der Emigration Fred) waren für Heinz Greilsamer wie Brüder. Heinz Greilsamer/Harry Grenville erinnert sich an die Wohnverhältnisse: «Die Wohnung im 1. Stock war groß genug um alle 10 Personen unterzubringen, obwohl die einzelnen Zimmer etwas überfüllt waren.»

Hans Ottenheimer, geboren 1921, emigrierte nach der Gefangenschaft im KZ Dachau 1939 allein in die USA. Den Eltern und dem Bruder gelang die Emigration in die USA noch im August 1941. Hans/Johnny lebt heute hochbetagt in New York.

Als am 10. November 1938 die Synagoge in Ludwigsburg von Brandstiftern angezündet wurde, war der Rauch von der Wohnung in der Mathildenstraße aus zu sehen. Die bereits zitierte Ludwigsburgerin berichtete, dass sie von der Schule kommend weinend an der brennenden Synagoge gestanden habe. Dort traf sie auf Jakob Greilsamer. Er habe sie mit den Worten, es sei nicht gut, wenn man sie mit ihm sehen würde, weggeschickt.

Die Versorgung mit Nahrungsmitteln wurde für die jüdischen Familien durch Rationierungen und das Verbot in deutschen Geschäften einzukaufen, immer schwieriger. Auf eigene Gefahr

war das Ehepaar Saenftl, das an der Ecke Mathilden-/Solitudestraße eine Kolonialwarenhandlung hatte, bereit, die Familien Greilsamer und Ottenheimer mit Lebensmitteln zu versorgen.

Im März 1939 fand die Bar-Mizwah-Feier von Heinz Greilsamer statt. Der israelitische Religionsoberlehrer Samuel Metzger brachte ihm den Torah-Auszug bei. Die Feier musste im Wohnzimmer der Familie Scheuer in der Seestraße stattfinden, da die Synagoge ja zerstört worden war. Zwei Monate nach Heinz Greilsamers Bar-Mizwah-Feier wanderte Samuel Metzger mit seiner Familie nach Kolumbien aus. Er war seit 1925 Vorsänger und Gemeindepfleger der jüdischen Gemeinde in Ludwigsburg gewesen.

Im Juni beziehungsweise Juli 1939 mussten Heinz und Hannah ihre Heimatstadt, ihre Eltern, Großeltern, Verwandte und Freunde verlassen. Heinz war 13 Jahre alt, Hannah stand kurz vor ihrem elften Geburtstag, als die Geschwister in getrennten Transporten zum Schulbesuch nach England gebracht wurden.

Heinz und Hannah wurden von einer englischen Familie in Cornwall aufgenommen. Aus Heinz wurde zuerst Henry, später Harry. Harry Grenville erinnert sich an die Zeit bei der Pflegefamilie als eine glückliche Zeit. Obwohl die Geschwister sehr unter der Trennung von den Eltern litten, war ih-



Mit diesem Buch soll die Aufmerksamkeit gegenwärtiger und zukünftiger Ludwigsburger Schüler auf vier ehemalige jüdische Mitbürger gelenkt werden, die im 2. Weltkrieg von ihrer geliebten Heimat fortgerissen wurden.

Möge die Ludwigsburger Jugend durch ihr Verständnis und ihre Duldsamkeit jenes freundschaftliche Verhältnis ewig wachhalten, das zwischen der Stadt und ihrer jüdischen Gemeinde vor 1933 bestand.

Josef Ottenheimer

geboren am 23.8.1851
in Ludwigsburg
gestorben am 21.2.1940
in Ludwigsburg

Sara Ottenheimer

geboren am 20.5.1870
in Gemmingen
umgebracht am 29.10.1944
in Auschwitz

Jakob Greilsamer

geboren am 12.11.1877
in Breisach
umgebracht am 28.10.1944
in Auschwitz

Klara Greilsamer

geb. Ottenheimer
geboren am 24.4.1895
in Ludwigsburg
umgebracht am 28.10.1944
in Auschwitz

Erinnerung statt Anklage: Harry Grenville und seine drei Kinder, Jane, Andrew und John spendeten 1990 Geld zur Anschaffung von Büchern für die Schulbibliotheken der Ludwigsburger Gymnasien. Mit einem Widmungsblatt, das den Büchern beigelegt wurde, wird der Opfer der Familie gedacht.



Harry Grenville liest den Kaddisch für seine toten Eltern und seine Großmutter, während Gunter Demnig die Stolpersteine für diese drei verlegt. Seine Kinder und Enkeltochter Anna nehmen ebenfalls teil.

nen bewusst, dass es ihnen besser ging als anderen Flüchtlingskindern.

Die Juden wurden durch die Nationalsozialisten immer mehr schikaniert und durch Entziehung ihres Wohnraums, Einweisung in die Judenhäuser oder Altenheime «zusammengetrieben». Großvater Josef Ottenheimer entging der Deportation durch seinen Tod am 19. Februar 1940. Ein jahrelanges Nierenleiden hatte seinem Leben ein Ende gesetzt. Er wurde auf dem neuen israelitischen Friedhof in Ludwigsburg bestattet.

Im Zuge der Einweisung älterer jüdischer Menschen in Altenheime musste Sara Ottenheimer 1941 nach Dellmensingen übersiedeln.

Jakob und Klara Greilsamer zogen im Juni 1941 von der Mathildenstraße 8 in die Marstallstraße 4 in das Haus von Max Elsas um. Vermutlich mussten sie die Wohnung in der Mathildenstraße zwangsweise verlassen. Im Dezember 1941 erfolgte die Einweisung in das Stuttgarter «Judenhaus» in der Blumenstraße 2.

Am 22. August 1942 wurden Jakob und Klara Greilsamer vom Stuttgarter Nordbahnhof aus nach Theresienstadt deportiert. Auch Sara Ottenheimer

wurde gezwungen, an diesem Transport teilzunehmen.

Sara Ottenheimer ist am 19. Oktober 1944 von Theresienstadt nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet worden.

Jakob und Klara Greilsamer sind am 28. Oktober 1944 nach Auschwitz gebracht worden und sind ebenfalls dort umgekommen.

Auf der großen Gedenktafel der Gedenkstätte am Stuttgarter Nordbahnhof sind auf der langen Liste der Deportierten auch die Namen von Sara Ottenheimer, Heinz und Klara Greilsamer eingraviert.

Zur Stolperstein-Verlegung am 7. Oktober 2009 wurde Harry Grenville von seiner Tochter Jane, der Schwiegertochter Maureen, der Enkelin Anna und den Söhnen Andrew und John begleitet.

Die Begegnung mit Familie Grenville hat bei uns, den Mitgliedern der Stolperstein-Initiative Ludwigsburg, einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Harry Grenville und seine Familie haben uns die Hand zur Aussöhnung gereicht. ■

Gudrun Karstedt

Ein nicht ganz privater Moment der Verständigung am Abend nach der Verlegung der Stolpersteine: Familie Grenville zu Gast bei Mitgliedern der Ludwigsburger Stolperstein-Initiative.



Hilde Ottenheimer

Hilde Ottenheimer besuchte von 1913 bis 1916 die Soziale Frauenschule in Mannheim und war dann drei Jahre lang Geschäftsführerin des Württembergischen Landesverbands für jüdische Wohlfahrtspflege in Stuttgart.

Im Jahr 1930 konnte sie in Berlin das humanistische Abitur machen, was ihr das Studium an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin ermöglichte. Sie finanzierte ihr Studium mit wissenschaftlichen Arbeiten.

1934 beendete sie ihr Studium mit der Promotion. Bis zu ihrer Deportation nach Riga am 19. Oktober 1942 verfasste sie zahlreiche wissenschaftliche Artikel und Schriften, ein besonderer Schwerpunkt war das Thema Jugendstrafrecht.

Hilde Ottenheimer wurde in Riga ermordet. Im Juli 2010 wurde zu ihrer Erinnerung ein Stolperstein in der Zähringer Str. 26 in Berlin verlegt.

Harry Grenville

Harry Grenville hat nach dem Schulbesuch in England eine Ausbildung zum Laboratoriumsgehilfen gemacht. Während seines Dienstes in der englischen Armee war Harry Grenville von 1946 bis 1948 als Dolmetscher in deutschen Kriegsgefangenenlagern eingesetzt. Von 1948 bis 1951 studierte er am King's College in London und wurde Lehrer. Harry Grenville unterrichtete bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1986 dreiundzwanzig Jahre Biologie an der Repton School in Derbyshire. Seither lebt er mit seiner Gattin in Südengland.

Hannah Robinson

Harry Grenvilles Schwester Hannah ließ sich in England zur Krankenschwester ausbilden. Sie heiratete Richard Robinson, der an der Universität Wisconsin arbeitete. Nach dem frühen Tod ihres Mannes wechselte Hannah Robinson ihren Beruf. Sie arbeitete als Bibliothekarin und war wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität New York. Hannah Robinson hat zwei Töchter und mehrere Enkel. Sie lebt in New York.

Quellen:

Hans Joachim Hahn, Jüdisches Leben in Ludwigsburg Karlsruhe 1998

Stadtarchiv Ludwigsburg

Harry Grenville

Ruth Pavlasek

Eva Schöck-Quinteros, Zwischen Zedaka und Wissenschaft: Hilde Ottenheimer (1896-1942)

Vortrag beim Historischen Verein Ludwigsburg 13. März 2008

Hrg. Sabine Hering, Jüdische Wohlfahrt im Spiegel von Biographien 2. Aufl. Frankfurt/M 2007 (S. 350-362)



Schülerinnen und Schüler engagieren sich von Anfang an in der Ludwigsburger Stolperstein-Initiative: Links einige der Aktiven bei der Verlegung des Stolpersteins für Antonie Orthal, rechts Jörg Hoffmann und Hans Torusel, die in der aktuellen Stolperstein-AG der Geschichte von Menschen nachspüren, die wegen einer Erkrankung verfolgt und ermordet wurden.

Schüler/innen und Schüler erforschen Schicksale ermordeter Nachbarn

Am Goethe-Gymnasium Ludwigsburg beteiligt sich eine «**Stolperstein-AG**» an den Aktivitäten der hiesigen Stolperstein-Initiative. Im Folgenden erklären die Aktiven die Hintergründe und Ergebnisse dieses Engagements.

Warum?

Das Konzept der «Stolpersteine» von Günter Demnig eignet sich aus verschiedenen Gründen hervorragend für eine Umsetzung in der Schule. Die Zeit des Nationalsozialismus ist nach wie vor ein zentrales Thema im Geschichtsunterricht, doch wird wegen der wachsenden zeitlichen Entfernung die Vermittlung nicht einfacher: Direkte Bezüge heutiger Jugendlicher etwa durch überlebende Familienangehörige (Opfer des Regimes, aber auch Täter oder «Mitläufer») fallen mehr und mehr weg. So werden sich auch in der Schule – wie in der Gesellschaft überhaupt – die Formen der Erinnerungsarbeit verändern (müssen).

Die Recherche für einen Stolperstein

nimmt ein konkretes Einzelschicksal zum Ausgangspunkt. Damit ist einerseits das Arbeitsgebiet hinreichend eng und präzise abgegrenzt. Motivierende Erfolgserlebnisse sind, eine geeignete Vorauswahl gegeben, schnell zu erreichen. Andererseits öffnet sich während des Forschens am Einzelfall der Blick auf die damalige Zeit überhaupt – ja, man wird regelrecht zur Kenntnis und zum Verständnis grundlegender Strukturen des Nationalsozialismus gezwungen. Nicht zuletzt üben sich Schüler/innen dabei im selbstständigen, problemorientierten Denken und in der Suche nach weiterführenden, belastbaren Informationen. Dies sind Schlüsselkompetenzen in einer immer komplexer werdenden Welt.

Neben diesen eher formalen Aspekten sind es jedoch auch und vor allem inhaltliche Chancen, die «Stolpersteine» der Schule bieten und sie so geeignet machen. Schüler/innen beschäftigen sich intensiv mit dem Schicksal eines Opfers des Nationalsozialismus, das in aller Regel vollkommen unschuldig, nur



Von der Beschäftigung mit der Vergangenheit (hier ein Inserat der Pferdehandlung Kusiel) zur Gegenwart...

wegen der Angehörigkeit zu einer Minderheit verfolgt und ermordet wurde. Die Recherche einer solchen Geschichte ist damit gleichzeitig auch Erziehung zu Toleranz und Offenheit; der Wert unserer heutigen demokratischen Gesellschaft mit ihren verbrieften Grund- und Menschenrechten wird ex negativo deutlich. Das Lernen wird noch durch die Tatsache intensiviert, dass sich die Personen, um die sich die Recherche dreht, im direkten Lebensumfeld der Jugendlichen aufgehalten haben: Das Ausmaß des nationalsozialistischen Terrors wird buchstäblich vor der eigenen Haustüre sichtbar.

Wie?

Trotz der großen Chancen lässt sich das Projekt «Stolpersteine» im regulären Geschichtsunterricht nur mit erheblichen Einschränkungen durchführen: Die Arbeit ist zeitintensiv und würde die eng bemessene Stundentafel sprengen. Außerdem ist ein überdurchschnittliches Interesse, und damit verbunden eine hohe Motivation bei der Recherche nötig. Zwei Möglichkeiten, die «Stolpersteine» an das Goethe-Gymnasium zu bringen, wurden bislang erprobt.

Geschichtslehrerin Verena König integrierte 2007/2008 das Projekt in den Oberstufenunterricht ihres Neigungs-

kurses. Aus dieser Arbeit resultierte der Stolperstein für Antonie Orthal in der Meraner Straße, der bei der ersten Verlegerunde 2008 verlegt werden konnte. Freiwillige Teilnehmer/innen eines vierstündigen Neigungskurses (Pflicht für alle Schüler ist ein zweistündiger Kurs Geschichte) sind natürlich besonders geeignete Kandidat/innen für die «Stolperstein»-Arbeit. Allerdings bleiben so andere, beispielsweise jüngere, aber ebenfalls motivierte Jugendliche außen vor.

Daher habe ich im vergangenen Schuljahr eine freiwillige Arbeitsgemeinschaft angeboten, die sich an alle Schüler/innen ab Klasse 9 (in diesem Schuljahr wird der Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht erstmals thematisiert) richtet.

Das Konzept ist ausgesprochen projektorientiert, das heißt, die Interessen der Beteiligten stehen im Mittelpunkt, weitgehende Selbstorganisation und –verantwortung werden angestrebt. Zu Beginn des Schuljahrs wurden die Teilnehmer/innen (die Zahl pendelte sich im Laufe der Zeit auf etwa zehn ein) in die Thematik sowie in die Methoden zur Recherche eingeführt, danach stand die eigenverantwortliche Arbeit im Zentrum. In Zeitintervallen von vier bis sechs Wochen trafen wir uns zum Austausch von Informationen und zum Abklären des weiteren Vorgehens.

Die Teilnehmer/innen, die im Folgenden zu Wort kommen, arbeiteten besonders engagiert; so können im Jahr 2011 voraussichtlich drei Stolpersteine nach Recherchen von Goethe-Schüler/innen verlegt werden. Die Arbeitsgemeinschaft soll in den kommenden Jahren fortgeführt werden – leider gibt es noch viel zu tun. ■

*Uwe Jansen, Geschichtslehrer
am Goethe-Gymnasium Ludwigsb.*



11

Seestraße 49

Fanny und Salomon Kusiel

Fakten und Gedanken zu ihrer Geschichte

Rahel Boell (Klassenstufe 12) hat sich mit der jüdischen Pferdehändlerfamilie Kusiel auseinandergesetzt, deren Geschäft (noch heute an dem an der Fassade angebrachten Pferdekopf erkenntlich) in der Seestraße, also in unmittelbarer Nachbarschaft zum Goethe-Gymnasium, lag. Im Laufe der Arbeit entstand eine ganz eigene, kritische Sicht auf das Projekt «Stolpersteine».

1. Meine Gründe, an der AG teilzunehmen:

Die Geschichte des «Dritten Reichs» ist zwar ein vergangenes, aber trotzdem ein sehr aktuelles Thema. Die Grundproblematik der Abgrenzung von einer Gruppe Menschen, die die Gemeinsamkeit haben, anders zu sein, wird schon jedem heute begegnet sein,

ob unter Freunden oder im größeren Umfeld; hoffentlich in dem Maß der Menschenverachtung, des Hasses und der Schikane, wie im «Dritten Reich», nicht.

Trotzdem sind heute Schlagzeilen über ans Tageslicht getretenen Fremdenhass keine Seltenheit, trotzdem ist mir eine Frau begegnet, die in der Öffentlichkeit «den Ausländern» die Schuld an der Arbeitslosenquote, zu langen Wartezeiten in Geschäften und vielen anderen Problemen zuschob und keiner in irgendeiner Weise ihr widersprach.

Da muss doch die Frage aufkommen, ob die Vergangenheit schon jetzt vergessen ist, mit all ihren Verletzungen und Folgen, oder hat der Schrecken damals nicht gereicht, um die Menschen menschenfreundlicher zu ma-

chen? Wie war das mit «Aus Fehlern lernt man»? Meine Antwort vor einem Jahr war: Erinnern! Erinnern an ganz konkrete Schicksale, erinnern im Alltag, die Menschen wachrütteln und zum Nachdenken anregen. Mein Wunsch war, daran zu erinnern und zu mahnen: Bitte lebe jeder Einzelne so, dass solch ein Hass auf andere weder im Großen noch im Kleinen wieder auflodern möge.

Die Stolpersteine sollen ja genau an einzelne Persönlichkeiten erinnern, und nicht in abgeschotteten Vorträgen, sondern im Alltag auf der Straße, eben die Menschen über die Geschichte Deutschlands mit ihren Opfern stolpern lassen.

2. Die Vorgehensweise:

Es gibt so viele Schicksale, die zumindest erinnerungswürdig sind, doch wie soll man da vorgehen:

Der Künstler Gunter Demnig, der die Aktion «Stolpersteine» ins Leben gerufen hat, hat es den Arbeitenden schon einfacher gemacht, indem er strikte Vorgaben zu den Biographien gemacht hat. Das schränkt zwar ein, macht es aber auch insofern schwieriger, als dass die Nazis gegen Ende des Krieges versuchten, Beweismaterialien für ihre Brutalität zu vernichten.

Unser Geschichtslehrer, Herr Jansen, schlug uns also «Fälle» vor, die in Frage kommen könnten. Ich nahm mir die jüdische Pferdehändlerfamilie Kusiel vor und erarbeitete mit Hilfe des Buches «Jüdisches Leben in Ludwigsburg» von Joachim Hahn die Schicksale des Ehepaars Salomon und Fanny Kusiel aus Ludwigsburg.

3. Kurzbiographien:

3.1. Salomon Kusiel

Salomon Kusiel wurde als Sohn von Simon und Jette Kusiel 1866 in Hochberg geboren. Seit 1905 führte er die Familientradition des Pferdehandels fort und war auch Inhaber einer Textilwaren-, Pferde- und Futtermittelhandlung in Ludwigsburg. Von 1928 bis 1933 wohnte er mit seiner Familie in der Seestraße 49, von 1934 bis 1936 in der damaligen Schlageterstraße 13 (vor und nach der Zeit des NS-Regimes Bahnhofstraße) in Ludwigsburg.

Am 1. Oktober 1933 musste er seine Handlung aufgeben und wanderte im Januar 1939 nach Rotterdam aus. Am 20. Juni 1940 wurde er durch Nazis im KZ Schrieboek ermordet.

3.2. Fanny Kusiel

Fanny Gutmann wurde am 5. Januar 1869 in Inchhausen geboren und heiratete später Salomon Kusiel. Sie hatten die drei Kinder Alice, Peppi und Siegfried. Nach ihrer gemeinsamen Auswanderung nach Rotterdam 1939 wurde sie 1943 erst nach Holland in ein KZ gebracht, später dann nach Polen in das KZ Westerbork in Sobibor, wo sie am 14. Mai 1943 ermordet wurde.

4. Mögliche lebende Nachfahren der Opfer:

- Fritz Ottenheimer, wohnhaft in Forrest Hills, NY (1996), umbenannt in Fred
- Hans Ottenheimer, wohnhaft in Levittown, NY (1996), umbenannt in John

Beide sind Enkel von S. und F. Kusiel.

5. Meine Gedanken über die Stolperstein-AG nach einem Jahr:

Nach einem Jahr Erfahrungen und Gedanken bin ich sicher noch immer der Meinung:

Bitte lebe jeder Einzelne so, dass so ein Hass auf andere im Großen wie im Kleinen nie wieder auflodern möge!

Auch weiß ich nach wie vor, dass der Grundzug, sich gegen jemanden zusammenzuschließen, in den meisten, wenn nicht sogar in allen Menschen veranlagt ist. Gerade deshalb muss man heute, hier und jetzt mit gutem Beispiel diesem Grundzug des Menschen die Stirn bieten. An die Folgen extremen Hasses zu erinnern, ist als Mahnung sicher gut, doch habe ich den Weg dorthin angefangen anzuzweifeln. Sind die Stolpersteine ein effektiver Stein auf dem Weg zum Frieden?

Mein erster Kritikpunkt ist das klare Raster des Künstlers, in das die Schicksale hineinpassen müssen. Es kann doch eigentlich nicht sein, dass man die Opfer des Nationalsozialismus wieder einteilt, den einen eine persönliche Respekthandlung schenkt, anderen nicht, denn sie alle sind mit ihrem respektlos behandelten Leben mindestens einer Erinnerung würdig.

Mir ist durchaus das Problem bewusst, dass man schwerlich den Nazis eine

Tat zuschreiben darf, die nicht nachzuweisen ist, auf der anderen Seite ist die Frage, ob es so schlimm wäre, wenn ihnen ein Mord zu «Unrecht» zugeschrieben würde? Ist es denn nicht egal, ob ein Opfer durch einen direkten Mord durch einen Nazi oder am Hungertod oder an Erfrierung starb? Ist es überspitzt zu sagen, man drücke sich wieder, wie damals, wirklich für die Morde gradezustehen? Ich weiß,

das niemand von der Stolperstein-Aktion sie verleumdet, nur behandelt man die Opfer wieder unterschiedlich, das finde ich schwierig.

Zum anderen sind mir die Steine zu vergangenheitsbezogen. Die wenigen, die die Bewandnis der

Steine kennen, werden wahrscheinlich sich sowieso mehr oder weniger mit dem Nationalsozialismus beschäftigt haben, zumindest als Geschichtskennntnis. Aber wenn nun nicht weiter über die Steine nachgedacht wird, werden die wenigsten, denke ich, den Bezug zum Heute, zu ihrem Alltag herstellen.

Ich bin mittlerweile also zu dem Schluss gekommen, dass es effektiver ist, sich bei den Opfern des Zweiten Weltkriegs zu entschuldigen, indem wir heute in unserem Umfeld und All-



Man sieht, dass etwas fehlt: Wo früher ein Schild hing, ist heute kein anderer Hinweis mehr auf die von Salomon Kusiel betriebene Pferdehandlung zu sehen als die vom Zahn der Zeit angenagte Skulptur eines Pferdekopfes.

tag schon im Kleinen anfangen, Fremdenhass und Ausgrenzung die Stirn zu bieten, beziehungsweise noch besser nach deren Ursachen zu forschen und dort zu operieren.

Man sollte Kindern von klein auf beibringen, auf andere zuzugehen, nicht nur theoretisch auf Plakaten, praktisch den Mut zu haben, nein zu sagen,

Anmerkung aus der Ludwigsburger Stolperstein-Initiative: Die Einschränkungen, die einem Konzept wie dem Stolperstein-Projekt von Gunter Demnig den Rahmen geben, sind unvermeidlich an einigen Punkten unbefriedigend: Überlebende Opfer sind zumeist ausgeschlossen – das ist der Nachteil des Konzepts, an die Getöteten zu erinnern.

In der Begrifflichkeit sind wir gleicher Ansicht wie Rahel Boell: Nach eingehenden Diskussionen und auch nach Durchsicht internationaler juristischer Betrachtungen bezeichnen wir jeden Todesfall, der durch die menschenverachtende NS-Verfolgung ausgelöst wurde, als Mord – auch wenn beispielsweise Erschöpfung, Krankheit oder Hunger den Tod eines Menschen auslösten.

auch seine eigenen Interessen hintenanstellen zu können und so durch Alltagshandlungen den gewünschten Gegenweg zum Nationalsozialismus zu zeigen. Es ist trotzdem

wichtig, in der Schule oder in öffentlichen Veranstaltungen, wie dem Theater, an den Schrecken des Zweiten Weltkriegs zu erinnern, so dass er nicht wie verstaubte Vergangenheit erscheint, sondern wirklich als Mahnwegweiser für die Zukunft verstanden wird.

Doch trotz aller Kritik finde ich an der Stolperstein-AG gut, dass gerade Schüler lernen, selbst etwas zu erarbeiten, was niemand vor ihnen erforscht hat, sich Problemen zu stellen, zu Fehlern Deutschlands zu stehen und nicht zuletzt kritisch zu denken. Auch ich hätte ja zu meinem kritischen Standpunkt gegenüber den Stolpersteinen nicht kommen können, ohne mich mit ihnen auseinandergesetzt zu haben. ■

Rahel Boell

Jörg Hoffmann und Hans Toursel (beide Klasse 11) erforschten Schicksale von Opfern der so genannten «Euthanasie» aus Ludwigsburg. In einem Fall dauern die Recherchen noch an, der Kontakt zu überlebenden Verwandten wird noch gesucht, als diese Broschüre zusammengestellt wird. Die zweite Geschichte über Mathilde Sommerfeld passt gerade nicht in das von Rahel kritisierte Raster des Demnigschen Stolpersteinkonzeptes, das im Normalfall nur an Ermordete erinnert – doch auch diese Geschichte ist es wert, erzählt zu werden.

Warum ist man in der Stolperstein-AG?

Als wir unser Aufgabenfeld in der Stolperstein-AG, die «Euthanasie», zugeteilt bekamen, wussten wir zunächst nicht genau, wo wir uns in nächster Zeit hinein bewegen würden, doch schließlich war klar: die Euthanasie ist eines der spannendsten und zugleich erschreckendsten Bereiche in der NS-Geschichte – und plötzlich versucht man als Schüler, in der Vergangenheit zu forschen. Dieses Forschen in der Vergangenheit erwies sich nicht immer als einfach, doch zu unserer großen Überraschung gab es viele Menschen, die uns tatkräftig unterstützten und viele wertvolle Tipps gaben.

Man kann sagen: die Stolperstein-AG an unserer Schule ist ein wichtiger Bestandteil dessen, was dazu beiträgt, die Verbrechen des Nationalsozialismus zu beleuchten und den Opfern dieses Regimes ein ehrendes Andenken zu bewahren.



Hoferstraße 19

Mathilde Sommerfeld – Opfer nach der Rückkehr aus Grafeneck?

Wir recherchierten nach der Geschichte Mathilde Sommerfelds, deren Geburtsdatum uns durch die stadthistorische Literatur bekannt war.

Zunächst wurde das Stadtarchiv Ludwigsburg angeschrieben: Die laut Einwohnermeldekarte am 13. Februar 1889 in Siegen/Westfalen geborene Mathilde Sommerfeld wohnte bei ihrer Mutter in der Hoferstraße 19. Die Mutter, Marie Sommerfeld, verstarb am 3. Januar 1927.

In die «Theodor-Rupp-Anstalt» nach Stetten kam die fast 36jährige Frau eine Woche nach dem Tod der Mutter. Sie soll dort vorher schon einmal gewesen sein, so stand es zumindest in ihrer Karte. Dies war innerhalb des Zeitraums 18. Februar 1924 bis 25. November 1926. Des Weiteren war

in Mathilde Sommerfelds Karte ein gesonderter Eintrag vorhanden: unter der Rubrik «Bemerkungen» stand «krank – Epileptin».

Daraufhin schrieben wir das Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) an. Dort fand sich ein Patientenblatt zu Mathilde Sommerfeld. So wurde sie am 6. November 1940 von der Pflegeanstalt Stetten i.R. in die Heilanstalt Zwiefalten verlegt, wo sie am 5. März 1945 verstarb. Doch die Todesursache erfuhr wir nicht.

Genauer sollte die Patientenakte Mathilde Sommerfelds aus dieser ehemaligen Heilanstalt ergeben, welche laut StAL im Staatsarchiv Sigmaringen (StAS) vorhanden sein sollte. Und so schrieben wir sogleich dorthin.

Aber das weitere Verfahren erwies sich schwieriger als gedacht. Denn im StAS war die Patientenakte nicht mehr vorhanden, obwohl sie eigentlich dort sein sollte. Wir erfuhren, dass diese bereits 1999 von der Psychiatrischen Klinik (Münsterklinik) Zwiefalten angefordert wurde.

So riefen wir dort an, um Genaueres zu erfahren. Die Patientenakte war dort vorhanden. Die dortige Bibliotheksleitung gab uns die Adresse des Leiters der Einrichtung, um ihn um eine Einsicht in die Patientenakte zu bitten.

Gesagt, getan, doch eine Antwort war nach über einem Monat Warten nicht mehr realistisch, fanden wir. Währenddessen wurde auch die Diakonie Stetten bezüglich Sommerfelds Aufenthalt in der dortigen ehemaligen Heilanstalt angeschrieben, es ließ sich aber nichts mehr darüber finden.

**Archive hüten viele Quellen,
doch viele Informationen fehlen**

Doch dann, wider Erwarten, kam der Antwortbrief aus Zwiefalten. Es wurde bestätigt, dass Mathilde Sommerfeld vom 6. November 1940 bis zu ihrem Tod am 5. März 1945 in der Anstalt war. Als Todesursache wurde damals «Genuine Epilepsie mit angeborenem Schwachsinn» vermerkt. Wir erhielten zudem die Erlaubnis, die Patientenakte einzusehen. Per E-Mail wurden wir dann ein paar Tage später noch an den wissenschaftlichen Mitarbeiter Herrn Rüdensburg verwiesen, der sich mit dem Thema Euthanasie beschäftigte. Auch Herr Rüdensburg erwies sich als eine große Hilfe. Er fasste uns die wichtigsten Untersuchungsergebnisse zusammen.

In ihrer Krankenakte hieß es, dass Mathilde Sommerfeld im Alter von 51

am 6. November 1940 «aus anderer Anstalt» nach Zwiefalten verlegt wurde. Eintrag vom 1. Dezember 1940: «Hilft morgens bei der Hausarbeit und beschäftigt sich außerdem fast ohne Unterbrechung mit Handarbeiten, Stricken, usw.»

Eintrag vom 17. November 1940: «Mit einer buchstäblichen Arbeitswut putzt sie das ganze Heer von Schuhen für die Abteilung, reinigt nach den Mahlzeiten die Tische, trägt ab und reinigt die Räumlichkeiten.» Eintrag vom 1. Juni 1942: «Strickt gut und gern.»

In einer Bemerkung auf der Rückseite des Meldebogens (kein Datum), die laut Herrn Rüdensburg möglicherweise von einem Durchschlag des versendeten Meldebogens stammt, steht aber «untätig».

Laut ihrer Krankenakte fertigte Mathilde Sommerfeld viele brauchbare Handarbeiten an; vom Verkauf dieser Arbeiten lebte sie schon vor ihrer Einweisung. In einem Bericht vom 17. Oktober 1940 schreibt einer der Anstaltsärzte: «Schwachsinn und Epilepsie, keine Anfälle. Schreibt selbständig und gut. Rechnet das kleine Einmaleins. Hat ordentliches Gedächtnis. Ist eine fleißige Hausgehilfin, die für die ganze Abteilung strickt, täglich kehrt und bohnt. Sie ist reinlich und gut ansprechbar.»

Des Weiteren wurde in der Krankenakte ein Besuch der Geschwister im Januar 1941 angekündigt sowie eine Nachfrage nach dem Befinden durch die Schwester Käthe Müller vom 3. Dezember 1942.

An Mathilde Sommerfeld, die am 5. März 1945 in der Zwiefaltener Anstalt verstarb, wurde den Unterlagen zufolge keine Obduktion unternommen. So

bleibt auch die Todesursache für die Nachwelt ungeklärt.

Besonders am Schicksal Margarethe Sommerfelds ist aber, dass sie auf einer Deportationsliste stand und in der Tötungsanstalt Grafeneck war. Sie wurde aber dort verschont und noch am gleichen Tag nach Zwiefalten zurückgebracht. In ihrer Krankenakte ist aber nur vermerkt, dass sie dort wieder aufgenommen wurde.

Der wissenschaftliche Mitarbeiter Rüdensburg teilte uns mit, dass der Grund für die «Verschonung» von Grafeneck auch für die alten, erfahrenen Psychiater nicht zu erkennen ist. So bleibt auch ungeklärt, ob Sommerfeld durch eine gezielte Überdosierung von Medikamenten getötet wurde oder ob sie den elenden Verhältnissen in der Pflegeanstalt Zwiefalten zum Opfer gefallen ist.

Zuletzt erhielt die Gruppe Euthanasie von Zwiefalten aber noch einen sehr detaillierten Bericht «Die «Rückkehrer» aus Grafeneck in der Heil- und Pflegeanstalt Zwiefalten».

Laut diesem lässt sich bei den Rückkehrer/innen aus den Krankengeschichten kein eindeutiger Grund ermitteln. Bei zwei Fällen waren vermutlich gute Kontakte der Angehörigen

zur politischen Führung die Ursache, bei einem dritten Fall war es das gute Verhältnis einer Ärztin zu einer Patientin.

Die «Arbeitsgruppe zur Erforschung der Verstrickung der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Zwiefalten» stellt sich zu den Rückkehrern und Rückkehrerinnen einige Fragen: Sind tatsächlich alle Rückkehrer aus Grafeneck nach Zwiefalten gekommen oder wurden weitere Überlebende in ihre Herkunftsanstalten zurückgebracht? Kann es sein, dass der Arzt bei der letzten Untersuchung in einer menschlichen Regung Mitleid gezeigt und den Patienten verschont hat? Oder was ist in den Familien der Überlebenden überliefert?

Diese Fragen stellt sich hierzu auch die Gruppe Euthanasie. Es sind Fragen, die nicht einfach zu beantworten sind, die viel Zeitaufwand benötigen.

Aber genau deshalb ist es wichtig, dass es Menschen gibt, die sich damit befassen. Ob aber über Mathilde Sommerfeld noch etwas bekannt wird, scheint uns eher weniger wahrscheinlich.

Das Einzige, was bleibt, ist die Erinnerung. ■



Ein Foto von Margarethe Sommerfeld konnte bislang nicht gefunden werden. Darum inszenierten die Schüler Gegenstände, die zur Geschichte dieser Frau passen: Ein Stuhl, auf dem kein Mensch mehr sitzt, auf dem nur noch eine verlassene Handarbeit liegt

Nachwort

Im Laufe eines Schuljahres hat die Gruppe Euthanasie viele Informationen und Material gesammelt und wichtige Erfahrungen gemacht. Entgegen unseren Erwartungen erhielten wir viele Erkenntnisse von den verschiedensten Archiven und Stellen, die uns wirklich weiterhalfen.

Mathilde Sommerfeld wurde nicht in Grafeneck getötet, sondern dort verschont. Doch ob die fleißige Frau eines natürlichen Todes starb, ob die Zustände in der Anstalt Zwiefalten den Tod verursachten, oder ob sie gezielt durch Medikamente getötet wurde, ist unklar.

Dennoch konnte die Stolperstein-AG nachvollziehbar machen, wie mit Menschen in dieser Zeit umgegangen wurde – ein wertvoller Beitrag beim Umgang mit der Geschichte des NS-Regimes.

Nachdenken, und nicht vergessen, was damals geschah – sich erinnern. Das wollen wir auch in der Zukunft. Niemals soll wieder so etwas wie zu Zeiten des Nationalsozialismus geschehen. Daher ist es wichtig, dass sich gerade junge Menschen zusammenschließen und so etwas wie die Stolperstein-AG des Goethe-Gymnasiums Ludwigsburg leisten – einen wichtigen Beitrag zu unserer Gesellschaft. ■

Jörg Hoffmann, Hans Toursel

Als 2008 der Stolperstein für Antonie Orthal verlegt wurde, trugen Lehrerin und Schülerin in bewegender Weise vor, was die Recherchen des Neigungskurses Geschichte ergeben hatten. Schüler/innen und Schüler der selben Schule gestalteten die Veranstaltung musikalisch auf hohem Niveau.





12

Leonberger Straße 32

Anton Reinhardt

Ein unbescholtener Bürger der Stadt

Der Stolperstein, der vor dem Gebäude in der Leonberger Str. 32 am 27. September 2008 verlegt wurde, erinnert an das kurze Leben und den Tod des Sinto Anton Reinhardt.

Anton Reinhardt wurde 1921 in Sulzbach im damaligen Kreis Backnang geboren. Seine Mutter Franziska heiratete bald nach Antons Geburt den in Augsburg lebenden Sinto Jakob Lehmann mit dem sie elf weitere Kinder hatte. In dieser Familie in Augsburg lebte Anton bis 1940, als er von seinen Angehörigen über Nacht getrennt wurde.

Die Eltern und die elf Geschwister wurden Ende April 1940 verhaftet und zusammen mit Hunderten gleichzeitig verhafteter Sinti auf den Hohen Asperg verschleppt, wo sie jedoch nur kurze Zeit blieben. Bereits

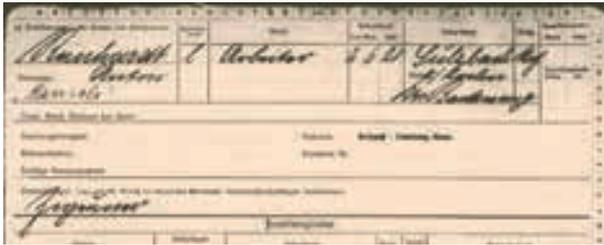
am 22. Mai 1940 marschierten um die 500 Sinti durch die König- und Bahnhofstraße zum Asperger Bahnhof, von wo sie nach Polen zur Zwangsarbeit transportiert wurden. Die Ludwigsburger Kreiszeitung (LKZ) berichtete über diesen Vorgang am 27. Januar 2007 ausführlich einschließlich eines dokumentarischen Fotos, das den Zug der

Verhafteten zum Bahnhof und zuschauende Asperger Bürger zeigt. Zu den wohl wenigen, die von den Deportierten überlebten, gehört die Mutter Anton Reinhardts. Aus den Akten ihres Wiedergutmachungsprozesses haben

wir die Kenntnis über das Schicksal ihres Sohnes Anton.

Anton Reinhardt verdankt die Tatsache, dass er 1940 nicht auch über den





Anton Reinhardts Einwohnermeldekarte aus dem Ludwigsburger Stadtarchiv: «Zigeuner» war als sogenannte Vormerkung eingetragen... Ein Todesdatum und der Sterbeort sind auf dieser Karte wenigstens aktenkundig geworden.

Hohenasperg mit nach Polen deportiert wurde wohl dem Umstand, dass er als einziges Mitglied der Großfamilie Lehmann den Geburtsnamen seiner Mutter (Reinhardt) trug. Dies haben die verhaftenden Gestapo-Leute ganz offensichtlich nicht erkannt. Das änderte aber nichts daran, dass auch er letzten Endes den braunen Häschern nicht entgehen konnte.

Einen Monat nach der Verhaftung seiner Familie verschlug es Anton – sein Beruf wird als Musiker/Fabrikarbeiter angegeben – in die Ludwigsburger Gegend, wo er mit seinen Großeltern mütterlicherseits (Ferdinand Reinhardt («Balzer»), Arbeiter, geboren am 26. Oktober 1878, und Ehefrau Katha-

rina Reinhardt, geb. Reinhardt, geb. 25. Februar 1883) zusammentraf.

Laut Einwohnermeldekartei wohnten sowohl er (Hanseli) als auch seine Großeltern «von Winzerhausen kommend» in Ludwigsburg vom 26. Juni 1940 bis 29. März bzw. bis 1. April 1941 in der Leonberger Straße 32. In der Einwohnermeldekartei von Winzerhausen bei Großbottwar, Kreis Ludwigsburg waren vorher jedoch weder Anton Reinhardt noch seine Großeltern gemeldet. Möglicherweise haben sich Enkel und Großeltern in Winzerhausen lediglich getroffen und dort nur kurz aufgehalten, ehe sie nach Ludwigsburg weiterzogen, so dass eine polizeiliche Meldung entbehrlich war.

Anton war dann noch kurz vom 18. April 1941 bis 1. Juni 1941 unter der Adresse Ludwigsburg, Bietigheimer Straße 17 bei K. Morcher gemeldet, während die Großeltern ab dem 29. März 1941 unter der Anschrift Siegesstraße 19, Hinterhaus, ausgewiesen werden. Es handelt sich dabei um die Anschrift der ehemaligen Ziegelwerke Ludwigsburg AG.

Ab 21. Juni 1941 lautet auch die Anschrift von Anton Reinhardt Siegesstraße 19, Hinterhaus, Ziegelwerke AG. Sowohl Anton als auch sein Großvater



Ferdinand werden im Ludwigsburger Einwohnermeldebuch von 1943 unter dieser Adresse als «Arbeiter» genannt. Es muss davon ausgegangen werden, dass sie dort neben weiteren Trägern des Namens Reinhardt als Zwangsarbeiter tätig waren.

Anton Reinhardt war als Ziegeleiarbeiter bis zum 15. März 1943 in der Siegesstraße 19, Hinterhaus, gemeldet. Die Einwohnermeldekartei enthält unter «neuer Wohnort» den lakonischen Vermerk «Konzentrationslager Auschwitz». Durch jahrelange Forschungsarbeit wurde nachgewiesen, dass am 15. März 1943 von den Gleisen des Stuttgarter Nordbahnhofs, die heute zur Gedenkstätte «Zeichen der Erinnerung» geworden sind, 234 Sinti und Roma, zusammengepfercht in Viehwaggons, nach Auschwitz-Birkenau in den neuen Lagerabschnitt B II e deportiert wurden, der Zigeunerlager genannt wurde. Nur 27 von ihnen überlebten.

Einer der 234 Sinti war Anton Reinhardt, der am 15. März 1943 mit diesem Zug nach Einbruch der Dunkelheit den Nordbahnhof verließ. Am 17. März endete die Fahrt an der berühmten Rampe in Auschwitz-Birkenau. Das historische Ereignis



der Märzdeportation ist in den Sinti- und Roma-Familien unvergessen. Am 15. März 2008, also 65 Jahre nach der Deportation, fand an der Gedenkstätte im Nordbahnhof eine beeindruckende Gedenkfeier unter großer Anteilnahme der Bevölkerung statt.

Die erwähnten Gleise des Nordbahnhofs waren im übrigen auch Ausgangspunkt der Deportationen jüdischer und anderer Mitbürger, die Opfer der Nazidiktatur wurden. Zu ihrer Erinnerung sind dort in einer langen Wand ihre Namen eingetragen, wo auch der von Anton Reinhardt zu finden ist.

Sein Tod ist in der erwähnten Einwohnermeldekartei der Stadt Ludwigsburg wie folgt vermerkt: «verst. 27. 12. 43

Anton Reinhardts letzte Ludwigsburger Adresse als Zwangsarbeiter in den Ziegelwerken – hier eine Broschüre aus den 1930er-Jahren



Bilder vom Hohenasperg: Hier sperrten die Nazis Sinti ein, ehe sie zur Ausbeutung als Arbeitsklaven und zu ihrer Ermordung abtransportiert wurden. Unter ihnen war wohl auch die Familie von Anton Reinhardt.



Die Stolperstein-Verlegung am 27. September 2008: Gottfried Pampel erinnert an den jungen Mann, der einige Zeit lang ein Ludwigsburger war

in Auschwitz, Kasernenstraße (Mitt. v. 8. 4. Jahreszahl unleserlich)».

Im Evidenzbuch des Männerlagers Auschwitz-Birkenau (Quelle A) sind folgende Angaben zu finden: Reinhardt, Anton, geb. 1921-06-02 (Sulzbach), Lagernummer Z-4157, Kategorie Z.D.R. Bemerkungen: AU. (1943-04-12); gest. 1943-00-00).

Diese Angaben werden auch durch die eidstattlichen Versicherung des Josef Reinhardt (nicht verwandt mit Anton) vom 3. April (1961?) bestätigt, wonach Anton Reinhardt vor seiner Haft in Auschwitz im Ziegelwerk Ludwigsburg gearbeitet hat und dort mit seinen Großeltern Reinhardt in einer Steinbaracke, die zum Ziegelwerk gehörte, lebte.

Weiter führt Josef Reinhardt aus, dass er Anton seit seiner Kindheit kannte, mit Anton nach Auschwitz deportiert wurde und mit ihm in den ersten sechs Wochen nach der Deportation im Zigeunerlager und nach Verlegung im Hauptlager zusammen war. Vermutlich Ende 1943 sei Anton in das Krankenrevier verlegt worden, von dem er nicht zurückkam. Er selbst (Josef Reinhardt) sei am 14. April 1944 in das KZ Buchenwald verlegt worden.

Anton Reinhardts Tod mit amtlicher Todeserklärung vom 28. September 1961 wurde, weil dem Standesamt die erwähnte Angabe in der Einwohnermeldekartei offensichtlich nicht bekannt war, wie üblich zum 31. Dezember 1945 festgestellt. Das in der Ludwigsburger Einwohnermeldekartei genannte, auf einer Angabe des KZ Auschwitz beruhende Datum «27. 12. 1943», erscheint jedoch auch nach der von Josef Reinhardt abgegebenen eidstattlichen Erklärung als verbindlich.

Der Journalist Christian Walf hat in der Ludwigsburger Kreiszeitung, Ausgabe vom 13. September 2008, einfühlsam über den Tod Anton Reinhardts gefragt: «Was waren wohl seine letzten Gedanken? Hatte er Angst? Hat er an seine Mutter gedacht? Seine Familie? Sein kurzes Leben? Und wie ist er gestorben? War er krank? Wurde er totgespritzt? Vergast?» Wir wissen es nicht.

Aber wir wissen, dass Anton Reinhardt ein Mensch ohne jede Schuld war. Er musste sterben, weil das verbrecherische, menschenverachtende Naziregime in seinem Rassenwahn ihn als nicht lebenswürdig ansah. ■

Gottfried Pampel



13

Friedrichstraße 22

Hannelore, Ida und Josef Wertheimer Verzicht auf die Rettung – aus Liebe

Hannelore Wertheimer, geboren am 12. September 1926 in Stuttgart, lebte mit ihrer Mutter Ida (genannt Irma), dem Vater Josef und dem älteren Bruder Hans in Ludwigsburg.

Die Eltern hatten 1919 geheiratet und waren seit 1920 in Ludwigsburg ansässig. Der Vater war Handelsmann und betrieb – zeitweise mit seinem Schwager Josef Neuburger zusammen – in der Friedrichstraße 22 eine Viehhandlung. Dort wohnte die Familie im

ersten Stock, nachdem sie 1922 in der Seestraße 22 gemeldet war und von 1928 bis 1930 am Hohenzollernplatz 5 gewohnt hatte. Die letzte Ludwigsburger Adresse der Familie Wertheimer war 1939/1940 in der Leonberger Straße 18, jedoch war sie hier schon zwangsweise eingewiesen worden.

«Juden ist der Besuch deutscher Schulen nicht gestattet. Sie dürfen nur jüdische Schulen besuchen. Soweit es noch nicht geschehen sein sollte, sind alle zur

Die Fotos der Menschen aus Ludwigsburg, die verfolgt und ermordet wurden, stammen zum großen Teil aus dem Stadtarchiv – dort sind sie erhalten, weil sie Teil amtlicher Unterlagen sind. Viele dieser Bilder zeigen sehr ernste Menschen und sind Ausdruck großer Not: Häufig wurden sie als Bilder für Pässe angefertigt, mit denen die Ausreise aus Deutschland noch erreicht werden sollte. Obwohl die Abgebildeten in dieser Situation häufig eher angespannt als vorteilhaft gezeigt werden, verwenden wir diese Bilder, um wenigstens einen äußeren Eindruck davon zu geben, wer diese Nachbarinnen und Nachbarn waren.





Die Grundschule vereinte die Mädchen aus Ludwigsburg, die später vom Rassenwahn der Nazis getrennt wurden.

Zeit eine deutsche Schule besuchenden jüdischen Schüler und Schüler/innen sofort zu entfernen.» (Erlass zum Schulunterricht an Juden vom 15. November 1938)

Hannelore Wertheimer und ihr Bruder Hans gingen in Ludwigsburg zur Schule. Einige Ludwigsburgerinnen (darunter meine Mutter Ruth Macco) erinnern sich noch gut an Hannelore als Klassenkameradin in der Klasse 3b der evangelischen Grundschule in der Schulstraße beim Arsenalplatz. Und sie erinnern sich an Besuche bei der Familie, so beispielsweise zu einem Laubhüttenfest im Garten der Friedrichstraße, zu dem auch nicht-jüdische Kinder eingeladen waren.

Doch ab 1936 durfte die Jüdin Hannelore nicht mehr mit diesen Mädchen in die Schule gehen. Am 21. November 1935 hatte der Ludwigsburger Gemeinderat beschlossen:

«Es soll der Versuch gemacht werden, die die Ludwigsburger Volksschulen besuchenden nicht-arischen Schüler einer Stuttgarter Judenschule zu überweisen...»

Wie andere Ludwigsburger Schüler und Schüler/innen, beispielsweise die noch jüngere Marie Theres Elsas, musste Hannelore nun täglich nach Stuttgart in die jüdische Volksschule fahren.

Die gnadenlose Ausgrenzung der jüdischen Mitbürger aus der Gesellschaft aber ging immer weiter.

«Juden werden von den Ludwigsburger Vieh- und Pferdemarkten ausgeschlossen.» (Verfügung des Ludwigsburger Oberbürgermeisters vom Februar 1937)

Das war nur der Anfang der Boykottmaßnahmen gegen jüdische Betriebe gewesen, bald wurden die noch verbliebenen jüdischen und nicht enteig-

neten, im Nazijargon nicht «arisierten» Geschäfte und Betriebe endgültig zur Schließung gezwungen: am 13. Dezember 1938 musste auch der Viehhändler Josef Wertheimer seine «Geschäftsaufgabe» melden.



ein Brief nach New York an Siegfried Geismar, bei dem der Sohn Hans inzwischen lebte:

«Wir sind alle gesund, hoffe Ihr alle auch. Warum schreibt Hans nichts? Gruß Josef, Irma.»

Hannelores Bruder Hans, der, nachdem er von 1936 bis 1937 die Ludwigsburger Handelsschule besucht hatte, inzwischen in Mühlacker eine Schlosserlehre machte, war wie fast alle jüdischen Männer in Ludwigsburg nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 verhaftet worden und blieb zwei Monate im KZ Dachau inhaftiert. 1940 konnte er jedoch in die USA emigrieren.

Bald darauf, im Dezember 1942, wurden Hannelore und ihre Eltern von Ludwigsburg nach Baisingen zwangsumgesiedelt. Nachdem die Stadt Ludwigsburg darauf verzichtet hatte, nach Überlegungen der NSDAP-Kreisleitung, ein leerstehendes Eglosheimer Barackenlager in ein «Judendorf» umzuwandeln und die Ludwigsburger Juden dort zu konzentrieren, wurden nun die noch verbliebenen jüdischen Bürgerinnen und Bürger nach Baisingen und in andere Orte – ältere Menschen in sogenannte «Jüdische Altersheime» in ganz Süddeutschland – zwangsweise umgesiedelt, um ganze Städte wie Ludwigsburg «judenfrei» zu machen. Und sie letztendlich dort für den Abtransport in die Vernichtungslager zu sammeln.

Von Baisingen aus ging am 16. März 1942 über das Deutsche Rote Kreuz

Die drei hatten noch versucht, wie der Sohn und Bruder auch nach den USA auszuwandern. 1941 bekamen Ida und Josef Wertheimer schließlich auch Affidavit (eine Art Bürgschaft eines amerikanischen Bürgers) und Visum, tragischerweise aber nicht ihre Tochter Hannelore. Daraufhin verzichteten die Eltern auf die ihnen mögliche Flucht und blieben bei ihrer Tochter in Deutschland.

Hannelore arbeitete und wohnte vom 12. Januar bis 31. März 1942 als Haushaltspraktikantin im «Jüdischen Altersheim» Herrlingen, danach wohnte sie wieder in Baisingen bei den Eltern.

Die Eltern ließen ihre Tochter nicht zurück

«Geliebter Hansel! Wir gesund. Reisen nächster Tage in Margots Nähe. Sei unbesorgt. Bleib gesund, auf ein Wiedersehen hoffend, grüßen und küssen Dich Eltern und Deine Lore.»

Der kurze Brief vom 4. April 1942 an den Bruder im New Yorker Exil, indem sie die bevorstehende Deportation in Richtung Osten andeuteten – die erwähnte Tante Margot war nach Riga deportiert worden –, war für Hans Wertheimer das letzte Lebenszeichen seiner Familie.

Alle drei wurden am 26. April 1942 mit dem zweiten großen Transport



Im Innenhof konnte das interessierte Publikum den Informationen zur Stolperstein-Verlegung am 27. September 2008 besser folgen als an der stark befahrenen Friedrichstraße.

Richtung Osten, über das Sammellager Killesberg in Stuttgart, nach Izbica bei Lublin deportiert und dort ermordet. Izbica war eines der größten Durchgangslager im Osten Polens, ein völlig überbevölkertes jüdisches Ghetto, gleichsam «Vorhölle» für den Weitertransport zigtausender deutscher und europäischer Juden in Vernichtungslager wie Sobibor oder Treblinka.

Kein einziger der 278 mit diesem Transport Deportierten aus Württemberg, unter denen sich auch viele Kinder und Jugendliche wie die damals gerade 16jährige Hannelore befanden, hat überlebt. Die allerletzten Lebenszeichen der Familie sind zwei kurze, offensichtlich zensierte Briefe vom 7. und 17. Juli 1942 an Bekannte in Lud-

wigsburg und Stuttgart, dann verliert sich die Spur.

Die genauen Umstände der Ermordung und die Todesdaten von Hannelore, Ida und Joseph Wertheimer sind unbekannt. ■

Christine Macco

Hans Wertheimer

geb. 21. Dezember 1921 in Stuttgart, 1940 in die USA emigriert, dort verheiratet, eine Tochter, Inhaber einer Werkzeughandlung in Riverdale, N.Y., war mehrfach in Ludwigsburg zu Gedenkfeiern, zuletzt wohnte er in Fort Lee, New Jersey. Am 23. Dezember 2007 dort laut Todesanzeige in der New York Times verstorben.

Quellen:

Joachim Hahn, Jüdisches Leben in Ludwigsburg, Karlsruhe 1998

Maria Schüßler, Das Schicksal der jüdischen Bürger von Ludwigsburg während der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung, Ludwigsburg 1978

(diese beziehen sich hauptsächlich auf: Staatsarchiv Ludwigsburg, Stadtarchiv Ludwigsburg, mündliche Quellen)

**14****Richard-Wagner-Straße 1**

Siegmond Meyer

Züge in das Leben – Züge in den Tod

Siegmond Meyer heiratete am 30. April 1900 Fanny, geborene Löwenthal, in Ludwigsburg. Siegmund Meyer war Viehhändler wie sein Vater Abraham Meyer aus Bibra (Thüringen) und sein Schwiegervater Albert Löwenthal aus Talheim bei Heilbronn. Geboren wurde Siegmund Meyer am 23. März 1869 in Bibra, Fanny am 5. November 1877 in Talheim.

Viehhändler war aus historischer Sicht kein seltener Beruf unter der jüdischen Bevölkerung. Fast alle Juden in Deutschland durften bis zur Emanzipation (Gleichstellung mit den Christen, 1797 – 1918) kein Land besitzen. Zudem waren ihnen lange Zeit handwerkliche Berufe verwehrt, wodurch den Juden nur der Handel blieb, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. So wurde der Viehhandel regelrecht zum jüdischen Monopol. Die Handel-

stätigkeit hat wichtige Funktionen im ländlichen Bereich erfüllt. Sowohl für die christlichen Bauern, die Viehhändler und die Abnehmer des Viehs. Noch im Jahre 1917 waren von 40.000 Viehhändlern in Deutschland 25.000 Juden.

Familie Meyer wohnte zuerst in der Eberhardstraße 27, wo es im Hinterhof Stallungen für das Vieh gab, und dann in der Richard-Wagner-Straße 1. Hier war im II. Stock bis Anfang 1939 der letzte frei gewählte Wohnort. Bereits ab 17. Februar 1937 wurden jüdische Viehhändler von Viehmärkten ausgeschlossen. Siegmund Meyer war beim ersten erzwungenen Umzug in die Seestraße 75 von Mai bis November 1939 bereits 70 Jahre, seine Frau Fanny 61 Jahre alt.

Vom 30. April 1939 an wird der Mietenschutz von Juden gelockert und es

werden vorzeitige Kündigungen erlaubt. An Juden vermietete Wohnungen müssen gemeldet werden. Ab 8. August 1939 müssen sämtliche Juden, die in Häusern von arischen Besitzern wohnen, zum 1. Dezember 1939 eine Wohnung in jüdischem Hausbesitz suchen. Dies war nicht nur ein weiterer Eingriff in die Persönlichkeitsrechte, sondern ermöglichte auch den einfachen Zugriff der Gestapo auf die Juden.



Das Inserat der Viehhandlung Siegmund Meyer zeigt, dass hier Tiere in hochwertiger Qualität erwartet werden konnten.

Die Seestraße 75, heute Hohenzollernstr. 3, diente nach dem organisierten Brand der Ludwigsburger Synagoge in der Reichs-Pogromnacht als jüdisches Gemeindehaus. Ab jetzt beginnen für Meyers diverse Zwangsumzüge: zur Tochter Rita nach Heilbronn vom November 1939 bis Januar 1940, anschließend von Januar 1940 bis Dezember 1941 wieder nach Ludwigsburg in die Seestraße 75.

Weitere folgen: nach Stuttgart am 16. Dezember 1941, nach Baisingen am 22. Dezember 1941, dann nach Dellmensingen 1942 und am Ende nach Theresienstadt. Ziel aller Umzüge war: den Zusammenhalt der jüdischen Fa-

milien zu schwächen, der deutschen Bevölkerung etwas vorzuspielen, die Juden zu demütigen, von der deutschen Bevölkerung zu trennen und zu ghettoisieren.

Familien werden in Not gebracht

Am 22. August 1942 werden Fanny und Siegmund Meyer von Stuttgart mit dem Transport VIII/1 in das KZ Theresienstadt verschleppt. Dieses Konzentrationslager wurde bereits 1940 nach der Besetzung Böhmen und Mährens eingerichtet. Nach der sogenannten «Wannsee-Konferenz» 1942 wurden in das Lager auch alte oder als prominent geltende Juden aus Deutschland und anderen besetzten Gebieten deportiert.

Die NS-Propaganda im Deutschen Reich verklärte Theresienstadt zum «Altersghetto». Es diente als Gestapogefängnis, Transitlager (etwa 88.000 Häftlinge wurden nach Auschwitz oder andere Todeslager gebracht) und Vernichtungslager (hier starben etwa 33.000 Gefangene).

In Theresienstadt ermordet

Siegmund Meyer ist am 2. Februar 1943 in Theresienstadt mit 73 Jahren umgekommen.

Fanny Meyer überlebte Theresienstadt. Mit dem einzigen Freiheitstransport aus dem KZ Theresienstadt am 5. Februar 1945 (Zugnummer EW 182 T) über Konstanz nach Kreuzlingen in der Schweiz (siehe Seite 82). Nach unterschiedlichen Auffanglagern reist sie 1946 zuerst nach Argentinien, dann zum Sohn Arthur nach Uruguay aus. Sie stirbt am 24. Februar 1949 mit 72 Jahren.



Die Viehhandlung Meyer hatte ihren Ausgangspunkt in der Ludwigsburger Eberhardstraße: Im Hinterhof waren die Stallungen.

Tochter Rita und Schwiegersohn Karl Kahn (letzter Kantor der Synagoge Heilbronn) werden ebenfalls am 22. August 1942 von Stuttgart nach Theresienstadt und 1944 nach Auschwitz weitertransportiert. Beide werden am 6. Oktober 1944 in Auschwitz ermordet. Den gemeinsamen Sohn Hans Kahn (geboren am 11. Februar 1930 in Heilbronn) schicken sie am 4. Mai 1939 mit einem Kindertransport nach England und retten ihm so sein Leben.

Anmerkung des Verfassers: Meine Urgroßeltern Familie Mühlbach hatten in Marbach eine Weinstube und Bäckerei in der Marktstraße 15 und waren so-

wohl geschäftlich als auch privat mit den Meyers aus Ludwigsburg verbunden. Sie kauften ihr Schlachtvieh beim Viehhändler Meyer. Meine Mutter Emilie Kretschmann, geborene Klumpp, Jahrgang 1931, erzählte mir von regelmäßigen Spaziergängen mit ihren Großeltern Mühlbach über die Felder zwischen Marbach und Poppenweiler. Dort versteckte das Ehepaar Mühlbach jedes Mal Lebensmittel auf einem ihrer Felder – immer an der gleichen Stelle – für den «Jud Meyer» aus Ludwigsburg. Ende 1939 werden die Lebensmittel nicht mehr abgeholt. ■

Thorsten Klumpp

Quellen:

Holocaust Denkmal Berlin, Förderkreis Denkmal für die ermordeten Juden Europas e. V.

<http://www.holocaust-denkmal-berlin.de>

Yad Vashem: The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority Jerusalem Israel

<http://www.yadvashem.org>

Pädagogisch-Kulturelles Centrum Ehemalige Synagoge Freudental e. V.

<http://www.pkc-freudental.de>

Joachim Hahn: Jüdisches Leben in Ludwigsburg. Geschichte, Quellen und Dokumentation. Hg. von der Stadt Ludwigsburg - Stadtarchiv - und vom Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V. Karlsruhe 1998

Staatsarchiv Ludwigsburg,
<http://www.landesarchiv-bw.de>

Freiheitstransport Theresienstadt — Kreuzlingen Geheimverhandlung kurz vor Kriegsende in Wildbad im Schwarzwald

Als einige der führenden Nationalsozialisten Ende 1944 schon den Galgenstrick um ihren Hals zu ahnen begannen, suchten sie zu retten, was für das Reich und für sie persönlich noch möglich war.

Der Hauptverantwortliche für die Deportation und Vernichtung der europäischen Juden, der Reichsführer-SS Heinrich Himmler, traf sich im Oktober 1944 in Wien mit dem früheren Schweizer Bundespräsidenten Jean-Marie Musy zu einem Vorgespräch, um Juden gegen Lastwagen und Geldleistungen über die Schweiz nach den USA ausreisen zu lassen. Jean-Marie Musy schilderte 1948 in einer eidesstattlichen Erklärung, dass Himmler ihm die Zahl von 500.000 Juden nannte.

Am 12. Januar 1945 fand in Wildbad ein streng geheimes abschließendes Gespräch zwischen Himmler und Musy statt, bei dem Himmler die Freistellung von Juden zusagte und Obersturmbannführer Franz Göring mit der Durchführung beauftragte.

Der Schweizer hatte zuvor bei Roswell D. McClelland, dem Vertreter von Roosevelt's «War Refugee Board», erreicht, dass dafür 5.000.000 Schweizer Franken des «Orthodoxen Rabbinerverbands in den USA und Kanada» als Gegenleistung bei einer Schweizer Bank hinterlegt wurden. Alle zwei Wochen sollte nach den Absprachen in Wildbad ein Transport von 1.200 bis 1.300 Juden aus den KZ-Lagern nach der Schweiz verbracht und von dort nach den USA weitergeleitet werden.

Am 22. Januar 1945 erhielt Franz Göring von General Schellenberg den Auftrag, 1.200 Juden in die Hände von Altbundespräsident Musy an die Schweizer Grenze zu überstellen. Eines der Ziele dieser Aktion war, in der internationalen Presse für Deutschland eine günstigere Stimmung zu erzeugen.

Unverzüglich setzte sich der Transportbeauftragte Göring mit dem Chef der Geheimen Staatspolizei Gruppenführer Müller und dem Lagerleiter des KZ Theresienstadt in Verbindung. Trotz erheblicher Widerstände gelang es diesem letztendlich, dass bereits am 5. Februar 1945 der Sonderzug, bestehend aus 17 Schnellzugwaggons, mit 1.200 Juden aus Theresienstadt nach Konstanz und von dort nach Kreuzlingen rollen konnte.

Als im KZ-Lager bekanntgegeben wurde, dass ein Zug mit 1.200 Personen nach der Schweiz abgehen sollte und die Häftlinge zur Meldung dafür aufgefordert wurden, meldeten sich zunächst zögernd nur einige hundert

Bilder der geretteten Jüdinnen und Juden in der Schweiz. Die einzigartige Aktion brachte unter anderem die Ludwigsburgerin Fanny Meyer in Sicherheit.



Juden. Sie befürchteten eine Todesfahrt nach Auschwitz. Einer der Mitfahrenden berichtete, dass sich die Reisenden gut kleiden und herrichten und die Frauen Puder und Lippenstifte benutzen sollten. Neun Personen mit Gepäck belegten ein Abteil. Es waren alte Leute, einige auch pflegebedürftig, und 58 Kinder.

Der Zug verließ das Lager am 5. Februar 1945 um 16 Uhr und Bruschwitz um 20 Uhr, wo die SS die Ausweise kontrollierte. Der Zug fuhr unbeleuchtet durch die Nacht.

Die begleitende SS, die während der Fahrt immer höflicher wurde, befahl bei einem Appell den jüdischen Waggonleitern in Augsburg die Entfernung der Judensterne. Gegen Mitternacht übernahm das Schweizer Militär an der Grenze den Transport.

Dieser erste Transport verlief glatt, so dass die Schweizer Behörden bei der Übernahme in Kreuzlingen Anerkennung aussprachen (so Franz Göring).

Vom Grenzort Kreuzlingen, wo es einen großartigen Empfang gab, trafen die Befreiten am 7. Februar 1945 abends in St. Gallen ein. Sie wurden zunächst in verschiedenen Orten der Schweiz untergebracht, bis sie in die USA ausreisen durften.

Dies war der erste und letzte Transport in die Freiheit als Ergebnis der Verhandlungen von Musy und Himmler. Durch Ernst Kaltenbrunner, Chef des SS-Sicherheitshauptamts, wurde diese Aktion an Adolf Hitler gemeldet, der fortan alle Aktionen dieser Art unter-

sagte. Zusätzlich drängten Kaltenbrunner und Reichsaußenminister Ribbentrop Hitler zum Befehl alle deutschen Fluchthelfer, die jüdische Personen, oder britische und amerikanische Kriegsgefangene zur Flucht verhelfen, sofort hinzurichten.

Auch der Bericht in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 8. Februar 1945 war schädlich, in dem es hieß, Altbundespräsident Musy habe diese Überführungsaktion auf Grund «persönlicher Genehmigung Himmlers» durchführen können. Es kam zu einem schweren Zusammenstoß Hitlers mit Himmler. Der Reichsführer-SS begründete seine Maßnahme mit der geplanten Einfuhr von kriegswichtigem Material und Eingang von Devisen.

Fanny Meyer, geboren in Talheim bei Heilbronn, aus der Richard-Wagner-Str. 1 in Ludwigsburg, war eine Überlebende dieses Transports in die Freiheit. Ihr Mann Siegmund Meyer ist in Theresienstadt umgekommen, wie im vorigen Bericht dargestellt. Ein Stolperstein zur Erinnerung an ihn soll im April 2011 verlegt werden. ■



Quelle/Verfasser: Fritz Barth, Bad Wildbad-Calmbach, www.mianba.de/heimatforschung/, Buch Fritz Barth, Hoffnung Krieg Not, Geschehnisse und Episoden 1930 bis 1950 aus den Orten des Oberen Enztales und darüber hinaus, Eigenverlag

Thorsten Klumpp

Kindertransporte

Wie jüdische Kinder – auch aus Ludwigsburg – überlebten



Deutsche Jugendliche auf der Flucht aus der Heimat: Nach den Maßstäben des Nazi-Rassenwahns war ihr Leben in höchster Gefahr.

Als Kindertransport (auch Refugee Children Movement) wird international die Ausreise von über 10.000 Kindern, die als «jüdisch» im Sinne der Nürnberger Gesetze galten, aus dem nationalsozialistischen Deutschland, beziehungsweise aus von diesem bedrohten Ländern zwischen Ende November 1938 und dem 1. September 1939 nach Großbritannien bezeichnet.

Auf diesem Wege gelangten vor allem Kinder aus Deutschland, Österreich, Polen und der Tschechoslowakei ins Exil. In Zügen und mit Schiffen konnten die Kinder ausreisen, wobei die meisten ihre Eltern nie wieder sahen, oftmals waren sie die einzigen aus ihren Familien, die den Holocaust überlebten.

Die Reichspogromnacht gegen die jüdische Bevölkerung vom 9. auf den 10. November 1938 führte der Welt-

öffentlichkeit drastisch vor Augen, dass Juden in Deutschland schutzlos waren. Dennoch machten es die damals bestehenden strengen Einwanderungsbestimmungen vieler Länder den deutschen Juden trotz ihrer Verfolgung nahezu unmöglich, Deutschland zu verlassen.

Nach der Pogromnacht handelten die britische Regierung und die Bevölkerung Großbritanniens jedoch schnell. Am 15. November 1938 empfing der britische Premierminister Arthur Neville Chamberlain eine Abordnung einflussreicher britischer Juden, um über eine vorübergehende Aufnahme von Kindern und Jugendlichen in Großbritannien zu verhandeln.

Die jüdische Gemeinde verpflichtete sich zur Stellung von Garantiesummen für die Reise- und Umsiedlungskosten der Kinder in Höhe von 50 Englischen Pfund pro Kind (nach damaligem Wert rund 1.500 Euro) und versprach, die Kinder im Land zu verteilen und ihnen eine angemessene Ausbildung angeeignet zu lassen. Später sollten die Kinder mit ihren Familien wieder vereinigt werden und eine neue Heimat in Palästina finden.

Wenige Tage später lockerte die britische Regierung die Einreisebestimmungen, und es erging ein Aufruf an die britische Bevölkerung, Pflegekin-

der in der eigenen Familie aufzunehmen. Es durften nun jüdische Kinder bis zum Alter von 17 Jahren einwandern, sofern ein Förderer oder eine Pflegefamilie für sie gefunden wurde.

Diese Entscheidung traf die britische Regierung trotz ihrer bereits erfüllten Einwanderungsquoten auch mit dem Hintergedanken, diese Demonstration guten Willens könne die USA dazu bringen, ihre Einreisebestimmungen ebenfalls zu lockern. Das US-amerikanische Parlament lehnte einen entsprechenden Gesetzentwurf indes wenig später kurzerhand ab.

Geertruida Wijsmuller-Meyer, eine einflussreiche niederländische Bankiersfrau, verhandelte zeitgleich mit Adolf Eichmann, und es gelang ihr, eine pauschale Duldung solcher Transporte unter strengen Auflagen zu erlangen.

So durften die Kinder nur einen Koffer, eine Tasche und zehn Reichsmark mitnehmen; Spielsachen und Bücher waren verboten, nur eine Fotografie erlaubt. Mitgeführte Wertsachen wurden beschlagnahmt. Den Reisegruppen wurden Blockvisa ausgestellt, und jedes Kind bekam eine Nummer. Um tränenreiche – und damit öffentlichkeitswirksame – Abschiedsszenen zu unterbinden, wurde Eltern und Angehörigen verboten, bei der Abfahrt der Kinder den Bahnsteig zu betreten.



Schon im Dezember 1938 – nicht einmal drei Wochen nach der Pogromnacht – begannen die Briten auf diese Weise damit, jüdische Kinder in ihr Land zu holen. Ein Jahr lang, bis zum Kriegsausbruch 1939, wurden die Transporte von den Nationalsozialisten geduldet.

Die Kinder fuhren mit dem Zug von ihren Heimatbahnhöfen über die Niederlande, meist nach Hoek van Holland, und von dort weiter per Schiff zu der englischen Hafenstadt Harwich. Der erste Transport kam am 2. Dezember 1938 in Parkeston Quay, Harwich, an. Er brachte 196 Kinder aus Berlin. Diese wurden unter großer Anteilnahme der britischen Bevölkerung und der Medien durch Betreuer in Empfang genommen und ihren Pflegefamilien zugewiesen.

Schon nach wenigen Wochen aber überstieg die Anzahl der ankommenden



den Flüchtlingskinder die angebotenen Pflegeplätze. Manche Kinder wurden in der Folge als kostenloses Dienstpersonal ausgenutzt, viele in Flüchtlingslagern interniert. Hinzu kam das Leid der Kinder, die überwiegend die Umstände ihrer Deportation nicht kannten oder nicht verstanden und oftmals glaubten, ihre Familie habe sie verstoßen. Andere Kinder und Jugendliche litten darunter, dass ihnen die Gefahr, in der die zurückgebliebenen Eltern, Geschwister und andere Verwandte schwebten, durch-

aus bewusst war, und sie ihnen nicht helfen konnten.

Das offizielle Ende der Kindertransporte war der 1. September 1939, als mit dem deutschen Angriff auf Polen der Zweite Weltkrieg ausbrach. Der letzte bekannte Kindertransport erfolgte durch den niederländischen Frachter «SS Bodegraven», der mit 80 Kindern an Bord am 14. Mai 1940 unter deutschem Maschinengewehrfeuer von IJmuiden aus den Kanal überquerte und schließlich in Liverpool landete.

Mit einem dieser Kindertransporte wurde der Enkel Hans (Harry) Kahn von Fanny und Siegmund Meyer aus der Richard-Wagner-Straße 1 gerettet. Seine Eltern sieht er nie wieder, sie wurden in Auschwitz ermordet.

Auch Heinz und Hannah Greilsamer (siehe Seite 53 ff.) und Alfred Szylit (siehe Seite 19 ff.) blieben auf diese Weise am Leben. ■

Thorsten Klumpp

Quellen:
Jüdische Geschichte und Kultur,
Projekt G.-E.-Lessing-Gymnasium Döbeln

<http://www.judentum-projekt.de>
Wikipedia
<http://de.wikipedia.org>



15

Meraner Straße 3

Antonie Orthal

Keine letzte Rückkehr nach Ludwigsburg

Antonie Orthal, genannt Toni, wurde am 23. November 1887 als Tochter von Adolf und Fanny Elsas in Ludwigsburg geboren.

Am 29. Juli 1910 heiratete sie Dr. Heinrich Orthal, einen Rechtsanwalt aus Nürnberg. Ihre zwei Kinder Eugen, geboren am 1. September 1911, und Berthold, geboren am 23. August 1916, wanderten im Jahr 1935 nach Palästina aus, um in einem Kibbuz zu leben und zu arbeiten.

Der plötzliche Tod ihres Mannes Heinrich 1934 veranlasste Antonie, zurück nach Ludwigsburg zu ziehen. Zusammen mit ihr kam ihre Mutter Fanny, die nach dem Tod ihres Mannes Adolf 1933 bei Antonie in Nürnberg gewohnt hatte, ebenfalls zurück nach

Ludwigsburg. Antonie Orthal lebte zuletzt in der Meraner Straße 3. Ihre Söhne besuchte sie 1937 und 1938 in Palästina, kam jedoch jedes Mal zurück nach Ludwigsburg, um ihre Mutter zu pflegen.

Nach der Pogromnacht 1938 beschlossen die beiden Frauen, ebenfalls nach Palästina auszuwandern. Im Jahr 1939 gelang Antonies Mutter unter großem Glück noch die Ausreise, Antonie dagegen musste in Deutschland bleiben.



Der zwangsweisen Umsiedlung in das jüdische «Altersheim» in Eschenau 1941 folgten kurze Aufenthalte in Stutt-

gart, Haigerloch und Oberdorf. Dort wurde auch ihr gesamtes Vermögen beschlagnahmt.



Am 22. August 1942 wurde sie ins KZ Theresienstadt deportiert und war dort als Krankenschwester tätig. Bei ihrer Arbeit versorgte sie unter anderem ihren Onkel Max Elsas, der zur gleichen Zeit nach Theresienstadt deportiert worden war und dort nach wenigen Wochen starb.

Am 19. Oktober 1944 wurde Antonie Orthal mit dem Todestransport «Es» nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet. ■

*Schüler/innen und Schüler des
Geschichtskurses 2007/2008
am Goethe-Gymnasium Ludwigsburg*

Auszüge aus der Rede zum Gedenken an Antonie Orthal

*ausgearbeitet von Lisa Graf (Schülerin)
und Verena König (Lehrerin)*

(...) Als ich begann, mich mit dem Menschen Antonie Orthal zu beschäftigen, fiel mir zuerst auf, wie hilfsbereit sie sich, ungeachtet ihrer persönlichen Situation, gegenüber anderen Menschen verhielt und wie sehr sie sich um ihre Familie kümmerte. Sie ermöglichte ihren beiden Söhnen die Auswanderung nach Palästina, blieb jedoch selbst zurück, um ihre kranke Mutter zu pflegen.

(...) Woher könnte Antonies Liebe zu den Menschen kommen? Sicher hatte

sie als Tochter der angesehenen Familie Elsas in Ludwigsburg eine behütete Kindheit. Als sie 1887 geboren wird, existiert die Höhere Mädchenschule, das heutige Goethe-Gymnasium, als Städtische Schule fünf Jahre und bietet den Mädchen eine gute Bildung.

Ausgerichtet war diese auf ein Leben als Ehefrau und Mutter. Zehn Prozent aller Schüler/innen waren Töchter jüdischer Bürger der Stadt Ludwigsburg. Gerade diese wollten diese Bildung für ihre Töchter.

(...) Für uns Ludwigsburger ist besonders bemerkenswert, dass es Antonie immer wieder nach Ludwigsburg zurück zog. (...)



**16****Wilhelm-Blos-Straße 25**

Hans Alfred Groß Mit Lebensfreude und Mitgefühl

Aus dem Buch «Jüdisches Leben in Ludwigsburg» von Joachim Hahn, aus den Erzählungen der Halbgeschwister, aus vorhandenen Schriftstücken über und von Hans Alfred Groß selbst entsteht das Bild eines humorvollen, lebensdurstigen und aufgeschlossenen jungen Mannes, dessen Lebensraum planvoll eingeengt und schließlich zerstört wurde.

Am 22. Dezember 1921 wurde Hans Alfred in Mannheim geboren. Seine Eltern stammten beide aus jüdischen Familien. Als der Vater starb, war Hans etwa vier Jahre alt. Die Mutter verheiratete sich nach einigen Jahren wieder. Der im Bankfach tätige Stiefvater von Hans Alfred, Franz Philipp Brucker,

war katholisch. In Mannheim wurden die Halbgeschwister Dieter 1932 und Lore 1933 geboren. 1935 erfolgte dann der Umzug der Familie nach Ludwigsburg. Zwei weitere hier geborene Halbgeschwister sind bereits im Säug-

lings- beziehungsweise im jugendlichen Alter gestorben.

Hans begann in Ludwigsburg eine Flaschner- («Drahtler-»)lehre. 1940 entschloss er sich, den Haushalt seiner jüdischen Mutter und

des nicht-jüdischen Stiefvaters (in der Sprechweise der Nationalsozialisten entsprach dies einer «privilegierten Mischehe») zu verlassen, um seine Familie als «Voll-Jude» nicht zu gefährden. Er ging nach Cannstatt und be-



Kinderbilder von
Hans Alfred Groß



kam Arbeit als Hilfsarbeiter bei Firma Buxbaum. Über den Zwang zum Tragen des «Judensternes» ab Juli 1941 und die ersten Erfahrungen mit dieser einschneidenden Diskriminierungsmaßnahme berichtet er aus der Sicht eines aufgeweckten jungen Mannes sehr anschaulich und durchaus auch humorvoll in einem Brief an die Eltern vom 19. Juli 1941:

«Liebe Eltern! Soeben bin ich vom Geschäft heimgekommen und will Euch gleich meinen ersten Tag mit dem Orden schildern. (...) Ich habe Glück gehabt, da gleich eine Tram kam. (...) Mit dem Besteigen meiner Wenigkeit in den Wagen wurden sämtliche Gespräche wie auf Kommando abgebrochen und alle Blicke fielen auf meine Heldenbrust. Ich garantiere, dass Elefantenzwillinge (falls es welche gibt) nicht ärger bestaunt worden sind als ich. (...) Von der Haltestelle zum Geschäft traf ich ein paar Schulkinder. Wie die an mir vorbei waren, hörte ich sie sagen: «tsetz

muescht mir doch die 10 Pfennig gäbe, des ischt doch en Jud gwä!»

Besuche zu Haus konnten nur noch selten unternommen werden – weil die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel für Juden immer stärker erschwert wurde, war zumeist ein langer Fußmarsch notwendig.

Ende 1941 wurde Hans im Zuge der großen Juden-Verhaftungsaktion in Württemberg auf dem Killesberg in Stuttgart mit dem Ziel der Deportation nach Osten inhaftiert. Am 1. Dezember 1941 erfolgte die Deportation über Glogau, Posen nach Riga. Von dort aus kam er zur Zwangsarbeit auf ein SS-Gut, später dann ins Ghetto in Riga zu einem Arbeitskommando; schließlich erfolgte Inhaftierung im Konzentrationslager Stutthof, dann Buchenwald.

Von dort aus wurde er auch eingesetzt in einem Arbeitskommando im Braunkohlen-Benzinwerk Brabay in Tröglitz. Vom KZ Buchenwald aus erfolgte im April 1945 die Evakuierung

Poststempel Cannstatt 28.
November 1941: «Die letzten
Grüße aus dem «schönen»
Deutschland sendet Euch (...)
mach Dir bitte keine Sorgen
um mich»



«Liebe Eltern! Ich möchte Euch
nur kurz mitteilen, dass ich ge-
sund und munter bin. Ich hoffe,
dass dasselbe auch bei Euch
der Fall ist. Wie geht es Dieter,
Lore und Bernd? Ist Papa immer
noch in seiner alten Stelle? Ihr
könnt mir nur alle 14 Tage etwas
schicken und schreiben. Kleidung
und Geld brauche ich nicht. Für
heute seid herzlich begrüßt und
geküsst von Eurem Hans. – Beeilt
Euch mit der Antwort!!»

der Häftlinge in Richtung Tschecho-
slowakei (Theresienstadt). An der
tschechischen Grenze in der Nähe des
Bahnhofs Reitzenhain wurde der Zug
den Berichten zufolge durch amerika-
nische Tiefflieger unter Beschuss ge-
nommen. Als Hans mit den anderen
Häftlingen aus dem Waggon sprang,
sei er von einem SS-Mann erschossen
worden. Der Todeszeitpunkt wurde
später amtlich auf den 15. April 1945
festgelegt.

Über diese letzte Lebensphase legt ein
eindrücklicher Bericht von Mithäft-
ling Harry Kahn Zeugnis ab. Weitere

kleine schriftliche Lebenszeichen von
Hans existieren noch: Karten oder
Kurzmitteilungen, geschrieben vor
dem Abtransport aus Stuttgart, aus
Glogau, aus Buchenwald, in denen er
versucht, seinen Eltern die Sorgen um
ihn zu mindern.

Die Familie überlebte in Ludwigsburg
unter entsprechenden Erschwernis-
sen. Die Mutter starb 1964. Die Halb-
geschwister Lore und Dieter sind noch
am Leben. Auch ihnen verdanke ich
diese Informationen. ■

Friedhelm Buschbeck

Aus «Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar», «Postprüfer 6» mit
Vordruck: «Auszug aus der Lagerordnung (...) Der Tag der Entlassung kann
jetzt noch nicht angegeben werden. Besuche im Lager sind verboten (...)
Rückfragen sind zwecklos (...)»

«Jeder Häftling darf im Monat zwei Briefe oder Postkarten empfangen und
absenden. (...)»



Dpt. 19/7/41

Liebe Eltern!

Loeben bin ich vom Geschäft heimgelommen und will Euch gleich meinen ersten Tag mit dem Orden schildern. Fürblich wir immer habe ich heute morgen mein Zimmer verlassen und mich an die Strassenbahn haltenstelle begeben. Ich habe Glück gehabt da gleich eine Frau kam. Also eingestiegen und los ging's. Mit dem Restigen meine Neugierigkeit in den Wagen, mit den sämtlichen Gesprächs wie auf Kommando abgebrochen und alle Plätze füllten auf meine Heldenbrüder. Ich garantiere dass Befantenzmüllingen (falls es welche gibt) nicht länger bekannt werden sind als ich. In der Schillerstrasse heisst es Tumbsteigen, ich also raus und in den 2er rein war eins. Dieser Wagen war besetzt mit jungen Mädchen besetzt das ich kaum auf den Sitzrecht stehen konnte. Im Bahnhof wurde es leeres. Holy erlebete mein Eltern auf der Brunn bis er vom Lichtspray aus von einem Bildhauerbrüder Ding verdeckt wurde, wenn ich an der Fund danke, läuft mir das Wasser im Munde zusammen. Von der Haltestelle zum Geschäft drauf ich ein paar Schmalhunder. Wie die um mir Vorber war'n hörte ich sie sagen, "oh, es muss ich mir doch die 10 Pfennig gäbe der ischt doch en' Sud gwä!" Im Geschäft wurde ich mit laudem Hallo begrüßt und zwar mit, "Heil Eltern!" "Kürze Zeit damit habe ich mich wieder zum Anis vermandelt ich habe einfach den Kettel mit J in den Schraub gehängt und bin in



**17****Benzengasse 10**

Margarete Michelfelder

Ein Kind auf der Liste der Mörder

Die Verlegung dieses Stolpersteins erhielt durch die begleitende Musik von Mitgliedern der Brenz-Band unter ihrem Leiter Horst Tögel einen besonderen Rahmen. Man spürte, dass die behinderten Musiker der Band von dem Schicksal der Margarete Michelfelder tief ergriffen waren. Auch die Anwesenheit zweier Cousinen und einer Nachbarin Margaretes aus der Benzengasse, die in ihrer Kindheit mit ihr eng befreundet waren und mit ihr gespielt haben, trugen zu der außergewöhnlichen Atmosphäre der Veranstaltung bei.

Margarete Michelfelder wurde am 28. Oktober 1934 in Ludwigsburg in der Gneisenaustraße 14 nahe der Talallee geboren.

Sie erkrankte früh an einer Hirnhautentzündung, die bald zu einer geistigen Behinderung führte. Wie die noch lebenden Verwandten berichteten, war sie ein ganz liebes, nettes und umgängliches kleines Mädchen.



Und auch eine noch lebende Nachbarin und Freundin aus Kindertagen bestätigte mit allem Nachdruck: Die kleine Margarete war ein ganz, ganz liebes und herzensgutes Kind.

Der Besuch einer Schule war ihr allerdings verwehrt, weil ihre Behinderung zur Folge hatte, dass sie nicht sprechen konnte. Hingegen war ihr Gehör nicht beeinträchtigt, so dass sie am Geschehen des Alltags durchaus teilnahm.



Das Haus in der Benzengasse 10 war ein beliebter Treffpunkt der Kinder. Auch wenn Margarete Michelfelder nicht auf diesem Bild ist, gibt es nach Berichten einer Nachbarin die Stimmung ihrer frühen Kindheit wieder.

Hätte es die Brenz Band schon damals gegeben, dann hätte sie sicher mit Begeisterung zugehört und sich gewünscht, auch bald ein Instrument, vielleicht eine Mundharmonika, spielen zu lernen, um dann all das, was sie mit Worten nicht sagen konnte, mit Musik auszudrücken.

Ihre Kindheit verlebte Margarete im Kreis ihrer Familie, die 1940 in das eigene Haus in der Benzengasse 10 zog (der Vater wurde während des Krieges Soldat und kam erst nach 1945 aus der Kriegsgefangenschaft wieder nach Hause). Von Pflugfelden aus erfolgten mit Mutter und Schwester häufig Besuche der Verwandtschaft in Höpfigheim.

Nach vorliegenden Unterlagen wurde Margarete Michelfelder am 16. Juni 1943 in die Landesanstalt Eichberg bei Wiesbaden eingeliefert, wobei davon auszugehen ist, dass sie direkt von Pflugfelden zwangsweise nach dort

verbracht wurde. Damals sagte man dazu: Sie ist «abgeholt» worden.

Sie wurde also aus dem vertrauten Umfeld ihrer Eltern und ihrer Schwester, in dem sie wohlbehütet lebte, jäh herausgerissen. Was dieser Schock für ein Kind bedeutet, das ohnehin durch seine Behinderung ohne Unterstützung im Alltag völlig hilflos ist, kann man bestenfalls erahnen.

Die Anstalt Eichberg war im großen Umfang am so genannten Euthanasieprogramm der Nazis beteiligt. Sie unterhielt unter anderem eine «Kinderfachabteilung» – dort wurden in Wahrheit viele Kinder getötet.

Am 14. Juli 1943, also bereits einen Monat nach ihrer Einlieferung musste auch Margarete mit gut achteinhalb Lebensjahren in der Anstalt Eichberg ihr Leben lassen, weil sie den Anforderungen des verbrecherischen Naziregimes nach lebensstüchtigen und leistungsfähigen Menschen nicht ge-



nügte. Mit anderen Worten: Sie war aus der damaligen menschenverachtenden Sicht ein überflüssiger Schmarotzer, der für die nationalsozialistische Volksgemeinschaft lediglich eine Belastung war und nur Geld und Nahrungsmittel kostete.

Der Mord an ihrem Kind brachte den Eheleute Michelfelder großes Herzleid. Nur so ist es zu erklären, dass sie es erreichen konnten, dass ihnen der Leichnam des Kindes zur Bestattung herausgegeben wurde. Wie namhafte Erforscher des NS-Euthanasie-Programmes bestätigen, waren die Verantwortlichen der betreffenden Anstalten immer dann bereit, dieses Zugeständnis zu machen, wenn die Angehörigen hartnäckig genug die Herausgabe ihres Kindes verlangten. Der Grund war, dass man alles vermeiden wollte, was in der Öffentlichkeit zu einer Diskussion über die Tötungspraktiken hätte führen können.

So wurde es möglich, dass Margarete Michelfelder am 21. Juli 1943 nachmittags 3 Uhr im Friedhof Pflugfelden bestattet werden konnte. Die Grabrede hielt der Pflugfelder Stadtpfarrer Haug, der dafür Markus 10,14 («Lasset die Kindlein zu mir kommen») gewählt hatte.

Die offizielle Todesursache, die von der Anstaltsleitung Eichberg angegeben und von Pfarrer Haug in das Kirchenregister eingetragen werden musste, lautet: «schwachsinnig infolge Gehirnhautentzündung, Tod durch Lungenentzündung und Herzlähmung».

Diese Begriffe dürften aus den zynischen auch in den KZ üblichen Listen stammen, die von den Naziverbrechern willkürlich für die Angabe von Todesursachen verwendet wurden, wenn es darum ging, die wahre Todesursache Mord zu verschleiern.

Im gleichen Zusammenhang muss die Tatsache gesehen werden, dass nach

*«Unsicherheit prägt den Umgang großer Teile der Bevölkerung mit Menschen mit geistiger Behinderung, ein unseliges Relikt des Dritten Reiches. Eltern verstecken ihre Kinder und fühlen sich am Rande der Gesellschaft stehend. (...)
Wollen Behinderte nicht am Rand der Gesellschaft stehen, müssen sie selbst den ersten Schritt wagen. Musik ist dafür ein hervorragendes Vehikel. Sie beseitigt Berührungssängste und öffnet den Weg für Toleranz als Respekt vor der Würde auch von Menschen, die nicht maßgeschneidert sind.»
(Aus der Internet-Seite www.brenzband.de)*



Große Anteilnahme an der Stolperstein-Verlegung am 7. Oktober 2009 in Pflugfelden: Kinder treffen auf das Schicksal eines Kindes, Angehörige und Nachbarn und weitere Interessierte versammeln sich.

mündlicher Überlieferung der Sarg des Mädchens nicht geöffnet werden durfte.

Dieser Stolperstein soll jeden, der an diesem Haus vorbeigeht, an das Schicksal und an den Tod des behinderten Kindes Margarete Michelfelder erinnern, das ein Opfer der verbre-

cherischen Nazidiktatur wurde. Und er soll zugleich Mahnung für uns alle sein, wachsam zu bleiben, damit es sich nicht wiederholen kann, dass Menschen wegen ihrer Rasse, ihres Glaubens oder ihrer Behinderung verfolgt und getötet werden. ■

Gottfried Pampel

Quellen:

Wolfgang Schummer: Pflugfelden, vom Bauerndorf zum Ortsteil, dort «Geschichte der Pflugfelder Ulrichskirche» von Pfarrer Martin Majer

Zusatzinformationen von Pfarrer Majer, jetzt Freudenbach (Hohenlohe)

Kirchenregister Pflugfelden

Einwohnermeldebücher Ludwigsburg

Staatsarchiv LB (Entnazifizierungsakten)

Cousinen und Zeitzeugen aus der Generation der Margarete: Frau Deyhle und Frau Enderle, beide Höpfigheim

Frau Bretzenhofer: Nachbarin und Spielgefährtin der beiden Michelfelder-Geschwister

Leiter der Gedächtnisstätte Hadamar Dr. Georg Lilienthal (dort Verzeichnis über «Abgänge Frauen 1937 - 1945 in der Anstalt Eichberg»)

Bundesarchiv, Außenstelle in LB, Schorndorfer Str. (Unterlagen über den Strafprozess gegen Verantwortliche Ärzte und Mitarbeiter der Anstalt Eichberg)

Allg. Literatur über das NS-Euthanasieprogramm

**18****Obere Gasse 16**

Hermann Wißmann

Der antifaschistische Athlet starb jung

Diese Ehrung ist für ein Opfer des Nationalsozialismus, das schon 1933 starb. Manchmal wird gesagt: Der Krieg begann doch erst 1939. Der Krieg ja, aber die Verfolgung und Ausschaltung der politischen Gegner begannen viele Jahre früher.

Wir erinnern uns:

Reichspräsident Paul von Hindenburg ernannte am 30. Januar 1933 Adolf Hitler zum Reichskanzler.

Am 27. Februar 1933 wurde der Reichstag in Berlin in Brand gesteckt, Kommunisten wurde der Vorwurf der Brandstiftung gemacht. Nur einen Tag später wurde die «Reichstagsbrandverordnung» erlassen. Damit wurden die Grundrechte der Weimarer Verfassung außer Kraft

gesetzt und der Weg für die legalisierte Verfolgung der politischen Gegner der NSDAP frei gemacht. Die sofort eingeleiteten Verhaftungen begannen mit einer Reihe von hohen Funktionären der linken Parteien.



Am 5. März 1933 war die Reichstagswahl. Schon in den frühen Morgenstunden des darauf folgenden Tages kam es in Deutschland zu zahlreichen Verhaftungen. Hermann Wißmann und viele

Genossen von KPD und SPD wurden in Ludwigsburg verhaftet und zum Militär-Arresthaus gebracht, das sich in der Hindenburgstraße befand. Die Verhaftungswelle ging weiter: Unter den Gefangenen waren Kommunisten,

Hermann Wißmann
im Kreis seiner Kraft-
sportkameraden



Sozialdemokraten, Gewerkschafter, Arbeitersportler, Zeugen Jehovas und andere Missliebige des Regimes.

Wer war Hermann Wißmann?

Hermann Wißmann wurde am 24. Januar 1902 im damals noch selbständigen Hoheneck geboren. Seine Familie lebte in der Oberen Gasse: Vater, Mutter, zwei Brüder und eine Schwester.

Hermann war von Jugend an aktiver Sportler im Hohenecker Turnverein und dort Vorsitzender von 1930 bis zu seiner Verhaftung 1933. Bei der Neugründung des Athletiksportvereins «Täle», dem gemeinsamen Kraftsportverein der Neckarweihinger und Hohenecker Männer, wirkte Wißmann mit. Er betätigte sich in der Schwerathletik, damals ein beliebter Männersport. Die ältesten Mitbürger wissen noch von Wißmanns sportlichen Erfolgen.

Beide Vereine traten in den zwanziger Jahren dem Arbeiter-Sportbund beziehungsweise Arbeiter-Athletenbund bei. Die NSDAP löste 1933 alle sportli-

chen, geselligen und religiösen Vereinigungen auf und zog deren Vermögen ein. So verloren beide Vereine, in denen Wißmann wirkte, ihre Sportplätze, die Übungsräume und alle Geräte.

Als junge Arbeiter kamen Hermann Wißmann und sein jüngerer Bruder Robert zur KPD und waren dort politisch tätig. Das Parteibüro der KPD befand sich in der Seestraße. Hier wurde auch die «Ludwigsburger Arbeiterzeitung» der KPD hergestellt und von den KPD-Mitgliedern verkauft. Wißmann war ebenfalls Mitglied der Gewerkschaft und der «Roten Hilfe», die politische Gefangene unterstützte. Als Beruf finden wir in seinen Akten die Bezeichnung Maschinenarbeiter.

Nach ihrer Verhaftung am 6. März 1933 waren die Männer nur kurze Zeit im Arresthaus. Danach ging der Transport von Ludwigsburg mit Autobussen auf die Schwäbische Alb ins Konzentrationslager, dem so genannten «Schutzhaftlager Heuberg» bei Stetten am kalten Markt.

In der Bevölkerung war das KZ bekannt. Schon 1933 gab es die Redewendung: «Halt bloß deinen Mund, sonst kommst auf den Heuberg.»

Schnell verhaftet

Wie schnell das gehen kann, erzählte Karl Kunde, KPD-Genosse und Mitgefangener dieses Transportes: «Auf der Fahrt zum Heuberg kam es zu einem Zwischenfall. Wir fuhren an einer Gruppe Straßenarbeiter vorbei, die wohl mitbekommen hatten, welche Insassen in den Bussen saßen. Sie begrüßten uns mit erhobener Faust. Unser Transportführer, der stadtbekannte Nazi Motsch, er war SA-Standartenführer, ließ anhalten. Mit seinen SA-Männern verhaftete er die ganze Gruppe und nahm sie gleich mit auf den Heuberg. Wir konnten sie noch lange auf dem Heuberg sehen und von den Mitgefangenen leicht unterscheiden, da sie in ihrer Arbeitskleidung verhaftet worden waren und keine Gefängniskleider trugen.»

Im Lager Heuberg waren während des Ersten Weltkrieges russische Kriegsgefangene untergebracht. Der Friedhof nebenan ist trauriger Zeuge vom großen Elend dieser Zeit. 1933 wurde das Lager zum ersten Schutzhaftlager Württembergs für Männer, es war ein Arbeitslager.

Die Anlage galt als Vorzeigelager, Journalisten wurden dort herumgeführt. Es gab sogar einen «Tag der offenen Tür». Alles schien in bester Ordnung zu sein. Doch der Schein täuschte, weil niemand hinter die Kulissen sehen konnte.

Im Konzentrationslager Heuberg befanden sich bald 3.000 Inhaftierte,

obwohl es nur für ein paar hundert Insassen eingerichtet war.

In der Anfangszeit wurden die Häftlinge mit sinnlosen Arbeiten beschäftigt, etwa Steine von einer Ecke des Platzes zur anderen schleppen. Ständig wurden die Männer schikaniert. Prügel, Quälereien und schwere Körperverletzungen waren bei der SA-Wachmannschaft an der Tagesordnung; es gab Scheinerschießungen. Manche Gefangenen zerbrachen an den seelischen Grausamkeiten – vielleicht auch Hermann Wißmann.

Sport gegen die Haftbedingungen

Wißmann hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Häftlinge nach der schweren Arbeit zu sportlicher Ertüchtigung zu animieren. Auch pflegte er mit ihnen das sportliche Spiel als Ausgleich zur harten Arbeit und zum Zusammenhalt der Gefangenen.

In so einer Arbeitspause starb Hermann Wißmann am 8. April 1933 an Herzversagen. «Er fiel plötzlich um – der Arzt konnte nur noch seinen Tod feststellen», schrieb der Augenzeuge Karl Kunde in seinem Buch. Ob dem Zusammenbruch ein Ereignis vorangegangen war, das ihn direkt bedingte, konnte Karl Kunde nicht berichten.

**Ausgerechnet ein Sportler
starb beim Sport im KZ**

Hermann Wißmann wurde nur 31 Jahre alt – er hinterließ eine junge Frau und die dreijährige Tochter Sonja. Ihm bleibt der traurige Ruhm, der erste Tote im Konzentrationslager Heuberg zu sein.

Im Ludwigsburger Krematorium fand am 11. April 1933 die Trauerfeier und Einäscherung statt. Seine letzte Ruhestätte fand Hermann Wißmann auf

Der erste Stolperstein in Ludwigsburg: Am Morgen des 27. September 2008 verlegte Gunter Demnig einen Erinnerungsstein für Hermann Wißmann.



dem Hohenecker Friedhof. Obwohl die Trauerfeier von den Nazis überwacht wurde, nahmen viele Mitglieder der KPD an der Feier im Krematorium teil und erwiesen ihrem Genossen und Freund die letzte Ehre. Kein Wort über die Verhaftung, das Lager und die Umstände des Todes durften die Familie oder seine Freunde erzählen. Hohe Strafen wurden bei Nichtbeachtung angedroht.

Die Witwe Wißmanns starb schon 1941. Mit elf Jahren war das Mädchen Sonja Vollwaise. Sie wohnte bei den Großeltern in Ludwigsburg, und zu allem Unglück verstarb 1943 der Großvater. Später sagte Sonja über diese Zeit: «Wir lebten stets unter Bewachung der Gestapo. Unser Leben war sehr dürrftig, da uns die nationalsozialistische Regierung jegliche Hilfe verweigerte.»

Eine Mitschülerin von Sonja erzählte dieser Tage: «Ich bin mit Sonja in die Schule gegangen. Sie war ein liebes Mädchen und eine gute Sportlerin. Über ihren Vater hat sie gesagt: Mein

Papa ist tot. – Wir wussten nichts von den traurigen Vorfällen, auch in unserem Elternhaus haben wir nichts davon gehört.»

Sonja Wißmann besuchte nach der Volksschule die Höhere Handelsschule bis 1946. Sie arbeitete danach als kaufmännische Angestellte. 1949 heiratete Sonja einen US-Soldaten und ging mit ihm nach Amerika. Einwandern in die USA ist nicht leicht, erst recht für einen alten Menschen. Aber die junge Frau hat es geschafft, vier Jahre nach ihrer Hochzeit die Großmutter in die Staaten zu holen. Eine wahrhaft edle Tat!

Wißmanns Grab existiert heute nicht mehr. Aber in Neckarweihingen gibt es die Hermann-Wißmann-Straße und auf dem dortigen Au-Friedhof steht sein Name auf dem Mahnmal. Der Stolperstein in der Oberen Gasse in Hoheneck erinnert an das Schicksal des Antifaschisten, damit Hermann Wißmann in unserem Gedächtnis bleibt.

Karin Kohler

Quellenangabe

«Streiflichter», VVN Hefte

Karl Kunde «Odyssee eines Arbeiters»

Julius Schätzle «Stationen zur Hölle – Konzentrationslager 1933 – 1945»

Herbert Felden «Ortsbuch Hoheneck»

Ludwigsburger Zeitung März 1933

Staatsarchiv Ludwigsburg

Stadtarchiv Ludwigsburg

Hermann Wißmann
(Neffe, Sohn von Robert Wißmann + 2002)



19

Hermann-Wißmann-Str. 19

Adolf Kehrer

Als könnten Menschenrechte krank werden

Adolf Kehrer wurde am 17. März 1883 im damals noch selbständigen Eglosheim geboren. Er arbeitete bei der Eisenbahn als Zugführer. Kehrer war mit der Neckarweihingerin Emma, geborene Hirsch, verheiratet. Das Ehepaar hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter.

In den 1930er-Jahren erkrankte Adolf Kehrer, und seit Dezember 1933 lebte er in der Heilanstalt Weinsberg. Bei der Aufnahme war er 50 Jahre alt. Im Rahmen der «Euthanasie»-Aktion «T4» wurde Adolf Kehrer am 16. Juli 1940 mit weiteren Weinsberger Patienten auf die Schwäbische Alb gebracht und am selben Tag in der Tötungsanstalt Grafeneck ermordet. Er war verdienstvol-

ler Erster-Weltkrieg-Soldat, aber auch das rettete ihn nicht. Adolf Kehrer wurde nur 57 Jahre alt.

Damit der Sterbeort Grafeneck bei Münsingen in den Heimatortschaften der Opfer nicht ins Gerede kam, wurden viele Sterbeurkunden gefälscht.

Bei Adolf Kehrer stand: Anstalt Sonnenstein in Pirna bei Dresden. Das Sterbedatum war auf den 29. Juli 1940 datiert.

Danach bekamen die Angehörigen einen sogenannten «Trostbrief», der völlig verlogen war. Es stimmte nicht der Ort, das Datum, die Todesursache und ganz gewiss nicht das Bedauern über die plötzliche Krankheit





Das Mahnmal der Grauen Busse erinnert an immer neuen Plätzen daran, dass 1940 und 1941 Menschen mit Behinderung in grauen Bussen abgeholt wurden, um sie in Grafeneck zu ermorden. Hier auf dem Stuttgarter Schlossplatz.



des Verstorbenen. So wurde der Mord vertuscht.

In Weinsberg gibt es keine Krankenakte über Adolf Kehrer, auch nicht in Grafeneck. Sie wurde nach dem Tod des Patienten vernichtet. Im Staatsarchiv Ludwigsburg befindet sich sein Aufnahmeblatt von 1933, auf dem am 16. Juli 1940 vermerkt ist: ungeheilt verlegt nach unbekannt. Dass es sich um keine reguläre Verlegung handelt, ist daran zu erkennen, dass kein neuer Aufnahmeort angegeben wurde. Alle Euthanasieopfer in Württemberg wurden nach dem gleichen Schema eingetragen – und alle im Jahr 1940.

Versteckt, verschleppt, ermordet: Menschen mit Krankheiten

Die Planer dieser Tötungsbürokratie saßen in Berlin, in der Tiergartenstraße 4, daher die Bezeichnung «T4». Dort entschieden über 300 Beamte und Angestellte am Schreibtisch über Leben und Tod der Patienten, ohne sie je gesehen zu haben. Die Leiter der Heilanstalten hatten kein Mitspracherecht und kein Vetorecht.

Angekündigt wurden die «Verlegungen» jeweils durch einen Erlass des Württembergischen Innenministeriums, der folgenden Wortlaut hatte: «Unter Bezugnahme auf meinen Rund-

erlass vom 23. November 1939 ordne ich die Verlegung der aufgeführten Kranken aus Ihrer Anstalt an. Die Abholung der Kranken erfolgt durch die Gemeinnützige Kranken-Transport GmbH. Der Transport ist von der Abgabeanstalt vorzubereiten; unruhige Kranke sind mit entsprechenden Mitteln für einen mehrstündigen Transport vorzubehandeln. Die Kranken sind soweit möglich, in eigener Kleidung zu übergeben. Privateigentum kann bis zum Gewicht von 10 KG mitgegeben werden. Die Krankenakten sind dem Transportleiter auszuhändigen. gez. Dr. Stähle.» – Kein Wort über den neuen Aufenthaltsort und den Grund der Verlegung stand in diesem Schreiben.

Möglichst unauffällig sollte alles vor sich gehen. Denn was auf der Höhe über dem Lautertal hinter Bretterzaun und Stacheldraht geschah, von Hundebewacht, war so grausam, dass es zur «Geheimen Reichssache» erklärt wurde.

Schloss Grafeneck – bislang ein Heim für «krüppelhafte Männer» – war im Herbst 1939 beschlagnahmt und in Windeseile umgebaut worden. Im Januar 1940 traf bereits der erste Transport ein. Dort, wo bislang Behinderte Pflege bekamen, ermordete man sie.



Nicht im Schloss – da wohnte das Personal. Ein Schuppen daneben war zur Gaskammer umgebaut worden. Nur wenige Meter vom Vergasungsort entfernt richtete man ein Krematorium ein.

Die Kranken wurden aus ihren Heimen mit den berüchtigten grauen Autobussen abtransportiert. Die Fenster der Fahrzeuge waren bis oben grau gestrichen, damit niemand hinaus und keiner hinein sehen konnte. Meistens täuschte man den Patienten einen Ausflug vor. Vor der Abfahrt wurde mit Tintenstift eine Zahl auf den Rücken oder Arm der Reisenden geschrieben. Diese Ziffern standen auch auf der Krankenakte und später auf der Urne.

Kam ein Transport in Grafeneck an, wurden die Kranken in einer Baracke ausgezogen, gemessen und begutachtet. Danach führte der Weg in die Gaskammer – angeblich ein Duschaum, der 75 Personen fassen konnte. War die Tür verriegelt, strömte Kohlenmonoxid-Gas herein. Nach 20 Minuten war alles Leben in der Kammer erloschen. Danach wurden die Toten verbrannt. Tag und Nacht rauchten die Schornsteine.

Das blieb der Bevölkerung nicht verborgen. Die Leute drohten mit Sätzen:

«Halt den Mund, sonst gehst auch den Kamin hoch!» oder «Du kommst noch mit den grauen Wagen fort!» Wenn im Eisenbahnzug, der nach Münsingen fuhr, das Schloss Grafeneck ins Blickfeld kam, verstummten die Gespräche und die Leute schauten wie gebannt hinauf zum Schloss.

Von Januar bis Dezember 1940 wurden in Grafeneck laut neuester Forschung 10.824 Menschen getötet. Danach wurde die Vernichtungsanstalt geschlossen und das Personal nach Hadamar in Hessen versetzt. Dort gingen die Krankenmorde unvermindert weiter. Später kamen weitere Tötungsanstalten dazu, insgesamt waren es sechs.

Als «Anstalt A» war Grafeneck Modell für den systematischen Mord an Behinderten. Im gesamten war die später so genannte «Aktion T4» die Generalprobe dafür, unerwünschte Menschengruppen zu vernichten. Das selbe Personal baute später die großen Vernichtungslager in Polen.

Die Krankenmorde zeigen die menschenverachtende Politik und Ideologie des NS-Regimes und seiner Verantwortlichen. Sie töteten, weil sie

Gedenkveranstaltung für Adolf Kehler zu der Stolperstein-Verlegung am 7. Oktober 2009 in der Hermann-Wißmann-Straße.

Menschen ermorden mit industriellen Methoden

**Es gibt Untaten,
über welche kein Gras wächst.**

Johann Peter Hebel
(1760 – 1826)

Nahrungsmittel sparen wollten, Platz für Lazarette benötigten und weil sie sich von der Ermordung der Kranken eine Gesundung des «Volkskörpers» versprachen. Die Opfer bezeichneten sie als «unwertes Leben», «seelenlose Menschenhülsen» oder «unnütze Esser».

Im August 1941 endeten diese Gas-Morde; der Russlandfeldzug hatte begonnen und es musste die Loyalität von Bevölkerung und Wehrmacht sichergestellt werden. Nach der zentral gelenkten «Euthanasie»-Aktion folgte eine dezentrale, in der bis 1945 in einer Vielzahl von Anstalten weiter gemordet wurde, die «wilde Euthanasie». Insgesamt starben in Deutschland mehr als 100.000 kranke Menschen.

Heute ist Grafeneck für geistig Behinderte und psychisch Kranke wieder ein Ort des Lebens. Auf dem Rasen vor dem Eingang und auf den Wegen herrscht ein vielfältiges Treiben, denn

nach dem Krieg wurde Grafeneck wieder zum Pflegeheim.

Lange Zeit wurden die Gräueltaten der NS-Zeit verdrängt. Erst in den 1960er-Jahren entstand beim Grafenecker Friedhof eine kleine Gedenkstätte. Bis 1982 sollte es dauern, ehe auch eine Tafel an die Opfer erinnerte. Heute gibt es in Grafeneck, wie auch in den anderen Todesanstalten, ein sehenswertes Dokumentationszentrum und auf dem kleinen Friedhof eine eindrucksvolle Gedenkstätte mit einem Namensbuch. Tausende Namen sind dort bereits registriert und viele Schicksale aufgearbeitet.

Dieser Stolperstein würdigt Adolf Kehrer. Nur 10 x 10 cm misst der Stein, aber es geht eine große Wirkung von ihm aus. Sie sollen – natürlich nur symbolisch – über ihn stolpern, innehalten, lesen, nachdenken – und vielleicht wird dann aus dieser kleinen Aktion auch mehr. ■

Karin Kohler

Quellenangabe

Thomas Stöckle «Grafeneck 1940 – Die Euthanasie-Verbrechen in Südwestdeutschland»

Hrsg. LpB, 2000 «Euthanasie im NS-Staat: Grafeneck im Jahr 1940»

Stadtarchiv Ludwigsburg

Staatsarchiv Ludwigsburg

Hier lohnt sich ein Besuch:

Gedenkstätte Grafeneck e.V.
Samariterstift, Grafeneck 3
72532 Gomadingen

Internet:

www.gedenkstaette-grafeneck.de

Öffnungszeiten Dokumentationszentrum und Ausstellung:

Ganzjährig täglich von 9 Uhr bis 18 Uhr

Gedenkstätte, Friedhof und Namensbuch: frei zugänglich

Marie Betz

Eine Reise hinter blinden Fenstern

In der Obhut der Psychiatrischen Anstalt Weinsberg befanden sich im Jahre 1940 auch Neckarweihinger Bürger. Im Frauenhaus auf dem Weißenhof lebte Marie Betz zusammen mit anderen Kranken.

Die Patientinnen arbeiteten in der hauseigenen Landwirtschaft, im Garten und in der Wäscherei; auch wurden sie zu Küchenarbeiten, zum Näh- und Bügeldienst eingeteilt.

Im Herbst halfen die «braven Leutchen» den Weingärtnern der Umgebung bei der Traubenernte gegen ein Taschengeld. Marie kam aus einem Wengerterort, vielleicht war sie auch bei der Weinlese dabei. Denn arbeiten konnte sie, das hatte der Anstaltsleiter bestätigt.

Marie Betz wurde am 26. Mai 1877 in Neckarweihingen geboren – nachts auf $\frac{3}{4}$ 11 Uhr. Die Taufe fand am 3. Juni nach der Kinderlehre statt. Die Paten kamen aus Erdmannhausen, Poppenweiler und Mühlhausen – so steht es im Kirchenbuch.

Ihre Eltern waren Gottlob Friedrich Betz und Luise geborene Zeiher von Poppenweiler. Der Vater arbeitete als Steinhauer, wahrscheinlich im Hohenecker Steinbruch. 1904 starb der Vater, 1913 die Mutter.

Marie Betz war eine ledige Arbeiterin. Wann sie krank wurde, wissen wir nicht. Am 24. März 1924 kam sie in die Weinsberger Anstalt, damals war sie 46 Jahre alt. Ihre Aufnahmedaten kennen wir: Gewicht 52,5 kg; Größe 1,58 m; Augen blau; Haarfarbe

Bilder der Grauen Busse, die teils heimlich in den Orten aufgenommen wurden, wo Menschen gezwungen wurden, in diese Vehikel einzusteigen – kleine Verstöße gegen die Heimlichkeit, in der die Morde begangen werden sollten.



dunkelblond; Hautfarbe gesund. Die weiteren Krankenakten über ihre Anstaltszeit wurden vernichtet.

In den süddeutschen Heilanstalten ging alles – so schien es – seinen gewohnten Gang. Doch seit Januar 1940 hatte sich etwas Gravierendes verändert: In unregelmäßigen Abständen kamen große graue Busse und holten Patienten, auch in Weinsberg – zur Verlegung, hieß es.

Ärzte und Pfleger/innen als Handlanger der Mörder

Auf der Transportliste zum 8. Mai 1940 strich der Anstaltsleiter Dr. Jooss 17 Namen, darunter auch den von Marie Betz. Die Frauen werden dringend im Anstaltsbetrieb gebraucht, argumentierte er. Vier Wochen Aufschub bis zum nächsten Transport – vier Wochen Leben!

Am Dienstagmorgen, den 4. Juni 1940, standen wieder die grauen Busse vor der Tür. Schon am Vorabend wurden die Abreisenden bekannt gegeben: 64 Namen, 64 Frauen wurden Nummern auf den Arm geschrieben – auch dir, Marie. Diesmal konnte kein Aufschub erwirkt werden. Als Abschiedsgeschenk gab es eine neue Zahnbürste und ein Stück Seife; das hat den Frau-

en bestimmt gefallen. Das Reisebündel war schnell gepackt, hier besaß niemand viel.

Vielleicht hast du dich gefreut, Marie, dass du jetzt Bus fahren darfst. Doch die Fensterscheiben des Fahrzeugs sind aus Milchglas, so kannst du nicht hinaussehen – und niemand hereinschauen. Das ist nicht so schön. Aber im Bus ist es gemütlich; sogar Liegen für die Kranken gibt es.

Die Fahrt geht über Heilbronn nach Stuttgart, die Schwäbische Alb hinauf, dann am Gestüt Marbach vorbei in Richtung Münsingen. Die Bauern auf den Feldern schauen schweigend dem Bus hinterher, manche nehmen die Kappe ab. Aber das beunruhigt euch nicht, denn ihr könnt es durch die getrübbten Scheiben nicht sehen.

Das Ziel heißt Grafeneck. Grafeneck – ein hübscher Name für das Schloss aus dem 16. Jahrhundert, welches am Ende einer langen Allee liegt. Bis 1939 war hier ein «Krüppelheim» für Männer. Aber Grafeneck 1940 ist anders: auf halber Höhe der Schlosszufahrt beginnt eine Anlage mit Postenhaus, Baracken und Wachhunden, umgeben von einem hohen Bretterzaun mit Stacheldraht.



Die Busse passieren den Schlagbaum und das Tor; sie halten schließlich vor einer Baracke. Als die Frauen aussteigen, sehen sie nur Hauswände und Bretterzäune.

Bei der Ankunft heißt es gleich: alle ausziehen! Jeder Neuankömmling muss zur ärztlichen Untersuchung, wird dort befragt, begutachtet, gewogen und sogar fotografiert.

Anschließend treffen alle wieder in einem großen Raum zusammen. Die nackten Frauen bekommen alte Militärmäntel, die sie sich überwerfen, denn ihre Kleider sind schon eingesammelt.

Seit dem Frühstück haben die Patientinnen nichts mehr gegessen; einige klagen, sie haben Hunger. Erst muss geduscht werden, heißt es, dann gibt's Essen. Ja, duschen ist gut – Sauberkeit muss sein!

So warten Marie aus Neckarweihingen und die vielen anderen Frauen in

einem Schlafsaal neben Betten, in denen sie nicht schlafen dürfen – kaum jemand wird jemals in diesen Betten schlafen.

Eine Aufsichtsperson kommt und ruft zur Reinigung. Jetzt aber hurtig hinaus! Gehorchen haben die Frauen in Weinsberg gelernt. Hat jeder die neue Seife? Warum bekommen wir kein Handtuch, werden manche gedacht haben. Aber zum Fragen bleibt keine Zeit. Marie und die anderen werden aus dem Saal ins Freie gedrängt.

Die Frauen in den langen Mänteln folgen dem Pflegepersonal. Von

der Baracke geht es zu einem bretterumzäunten Hof. Dahinter sind neue Gebäude zu sehen – und hohe Schornsteine. Das große Tor wird geöffnet, die Gruppe geht hinein; und für die 63 Frauen und Marie Betz aus Neckarweihingen schließt sich das Tor – für immer ...

Verlogene Methoden eines verbrecherischen Regimes

Mindestens 10.824 Menschen wurden hier mit Gas ermordet. In Grafeneck kamen die Opfer des Euthanasieprogramms, der später so genannten «Aktion T 4», zum größten Teil aus dem süddeutschen Raum.

Der Totenschein von Marie Betz lautet auf den 18. Juni 1940, tatsächlich starb sie bereits am 4. Juni, dem Tag des Weinsberger Transportes nach Grafeneck. Als Todesursache wurde Lungenentzündung und Kreislauf-

schwäche angegeben, eine beliebte und unverfängliche Formulierung für den geplanten Mord.

Mit der Namensnennung im Grafenecker Gedenkbuch, auf dem Neckarweihinger Mahnmal und hoffentlich bald mit dem persönlichen Stolperstein soll Marie Betz und ihr Leiden nie vergessen werden. ■

Karin Kohler

Quellenangabe:

Thomas Stöckle „Grafeneck 1940 – Die Euthanasie-Verbrechen in Südwestdeutschland“

Hans-Ulrich Dapp „Emma Z. Ein Opfer der Euthanasie“

„Euthanasie im NS-Staat: Grafeneck im Jahr 1940“, Hrsg. LpB, 2000

Stadtarchiv Ludwigsburg

Staatsarchiv Ludwigsburg

Hier lohnt sich ein Besuch:

Gedenkstätte Grafeneck e.V.
Samariterstift, Grafeneck 3
72532 Gomadingen

Internet:

www.gedenkstaette-grafeneck.de

Öffnungszeiten Dokumentationszentrum und Ausstellung:

Ganzjährig täglich von 9 Uhr bis 18 Uhr

Gedenkstätte, Friedhof und Namensbuch: frei zugänglich

Die Aktiven der Ludwigsburger Stolperstein-Initiative kennen vielerlei Herausforderungen bei der Recherche: Nicht über jeden Mord, der auf Grundlage der Nazi-Ideologie begangen wurde, gibt es Dokumente. Gab es sie, wurden sie teils gezielt vernichtet – den Täter/innen war klar, dass sie verbrecherisch gehandelt hatten und sie wollten Spuren vernichten.

Manche Zeitzeug/innen und Angehörige unterstützen in vielen Fällen die Arbeit von Stolperstein-Initiativen; andere wollen das Thema lieber gar nicht erwähnt haben.

In weiteren Fällen sind selbst die einfachsten Dinge nicht dokumentiert: Wo wohnte ein Mensch? In der seinerzeitigen dörflichen Umgebung reichte der Ortsname als offizielle Angabe, alles weitere war ohnehin allen klar. Daher sind wir heute auf Hilfe von älteren Zeitgenoss/innen angewiesen und müssen hoffen, dass ihre Erinnerungen sie nicht trügen. Im Fall von Marie Betz sind wir zuversichtlich, alle auffindbaren Angaben noch zu erhalten...

Danke!

- ▶ allen Aktiven und Unterstützer/innen der Stolperstein-Initiative Ludwigsburg, speziell allen Autorinnen und Autoren der hier veröffentlichten Texte!
- ▶ allen Archiven, die uns beim Recherchieren behilflich sind.
Besonders zu nennen sind da in Ludwigsburg
 - das Stadtarchiv
 - das Staatsarchiv
 - das Bundesarchiv
- ▶ allen Privatpersonen und Institutionen, die bei den Recherchen halfen und helfen!
- ▶ allen Spenderinnen und Spendern, die unsere Arbeit durch finanzielle Zuwendung unterstützen!
- ▶ allen, die uns Fotografien und Abbildungen für diese Broschüre zur Verfügung gestellt haben. Unter anderem: Dieter Brucker, Bürgerverein Neckarweihingen, Felix Flaucher, Harry Grenville, Ulrich Hebenstreit, INFO & IDEE, Walter Mugler, Rolf und Elli Rein, Peter Rothacker (vielen Dank für so viele Bilder!), United States Holocaust Memorial Museum, VVN BdA (einschl. verschiedene Ausgaben der «Streiflichter»), Münsterklinik Zwiefalten und viele andere. Besonderen Dank an das Antiquariat Heinzelmann, Stuttgart, für den historischen Briefbogen der Firma Elsas (S. 32).

Gesonderte Bildnachweise:

Stadtarchiv Ludwigsburg (Titel: Abb. Groß, Frischauer, Greilsamer / S. 15: alle Portraits Familie Frischauer / S. 21: Postkarte Synagoge / S. 24: Zeitungskopf Ludwigsburger Arbeiterzeitung / S. 31ff. Portraits Max Elsas, Ida und Max Elsas, hist. Aufnahme Marstallstraße 4 / S. 37: Florina Ottenheimer / S. 43: Julie und Salomon Kaufmann / S. 45: hist. Aufnahme Warenhaus Grumach / S. 49: Dr. Walter Pintus / S. 53: Portraits Klara und Jakob Greilsamer, Sara Ottenheimer / S. 62: Inserat Kusiel / S. 63: Fanny und Salomon Kusiel / S. 75: Hannelore, Ida und Josef Wertheimer / S. 79: Fanny und Siegmund Meyer / S. 80: Inserat Meyer / S. 87: Antonie Orthal / S. 89: Hans Alfred Groß)

Staatsarchiv Ludwigsburg (S. 42: Passbilder Julius und Lili Ottenheimer)

© **Rapi auf panoramio.com** (S. 14: Gedenkfeier Frischauer; Abb. oben S. 26: Gedenkfeier Bader / S. 33f: Gedenkfeier Elsas / S. 36: Gedenkfeier Mannheim / S. 110: Gedenkfeier Elsas)

Andrea Banse und allen anderen sorgfältigen Vor-Leser/innen
danke für die vielen Korrekturen!

- ▶ Walter Mugler und Gottfried Pampel für Textbeiträge zum Stolperstein-Konzept und zur Ludwigsburger Stolperstein-Initiative!
- ▶ Gottfried Pampel für sehr hilfreiche juristische Recherchen!
- ▶ Der Stadtverwaltung Ludwigsburg für ihre vielfältige Unterstützung!
- ▶ Gunter Demnig und dem Stolperstein-Büro!

Als die Nazis die Kommunisten holten,
habe ich geschwiegen,
ich war ja kein Kommunist.

Als sie die Sozialdemokraten einsperrten,
habe ich geschwiegen,
ich war ja kein Sozialdemokrat.

Als sie die Gewerkschafter holten,
habe ich geschwiegen,
ich war ja kein Gewerkschafter.

Als sie mich holten,
gab es keinen mehr,
der protestieren konnte.

Martin Niemöller, Theologe (1892 – 1984),
KZ-Häftling 1937 bis 1945

**Schlussredaktion
und Gestaltung:**

INFO & IDEE Ludwigsburg
www.abenteuer-unserer-zeit.de

Druck:

Druckhaus Dresden
www.druckhaus-dresden.de

Stolpersteine in Ludwigsburg

über Jochen Faber
Schillerstraße 13/1
71638 Ludwigsburg

E-Mail:

hoppla@stolpersteine-ludwigsburg.de

Mehr Informationen im Internet

www.stolpersteine-ludwigsburg.de

Für einen Stolperstein entstehen
uns Kosten von 95 €. Wir freuen
uns über Ihre Unterstützung:

Konto-Nummer 25 77 30 010
Stichwort „Stolpersteine“
Volksbank Ludwigsburg,
BLZ 604 901 50

Die Stolperstein-Initiative
Ludwigsburg ist vom Finanzamt
als gemeinnützig anerkannt.
Spendenbescheinigungen
können steuerlich geltend
gemacht werden.



HIER WOHNTE
DR. WALTER PINTUS
JG. 1880
VERHAFTET 10.11.1938
DEPORTIERT
DACHAU
ERMORDET

HIER WOHNTE
JAKOB GREILSAMER
JG. 1877
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 1944 IN
AUSCHWITZ

HIER WOHNTE
KLARA GREILSAMER
GEB. OTTENHEIMER
JG. 1885
DEPORTIERT AUG. 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 1944 IN
AUSCHWITZ

HIER WOHNTE
SARA OTTENHEIMER
GEB. OTTENHEIMER
JG. 1870
EINGEWIESEN 1942
HEILANSTALT DELMESSTADT
DEPORTIERT AUG. 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 1945 IN
AUSCHWITZ

HIER WOHNTE
ANTON REINHARDT
JG. 1921
ZWANGSARBEIT IN
LUDWIGSBURG
DEPORTIERT 1943
AUSCHWITZ
ERMORDET 27.12.1943

HIER WOHNTE
IDA WERTHEIMER
GEB. GEISMAR
JG. 1889
DEZEMBER 1941
ZWANGSUNSTEDLUNG
NACH BAISINGEN
DEPORTIERT 1942
IZBICA
ERMORDET

HIER WOHNTE
HANNELORE
WERTHEIMER
JG. 1916
DEZEMBER 1941
ZWANGSUNSTEDLUNG
NACH BAISINGEN
DEPORTIERT 1942
IZBICA
ERMORDET

HIER WOHNTE
ANTONIE ORTHAL
GEB. GLAS
JG. 1887
ZWANGSUNSTEDLUNG 1941
ESCHENAU
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
1944 AUSCHWITZ
ERMORDET 18.4.1944

HIER WOHNTE
MARGARETE
MICHELFELDER
JG. 1934
EINGEWIESEN JUNI 1943
LANDESANSTALT EICHBERG
ERMORDET 14.7.1943

HIER WOHNTE
HANS ALFRED
GROSS
JG. 1921
DEPORTIERT NOV. 1941
RIGA
STUTTPOF
ROCHENWALD
ERMORDET 15.4.1945

HIER WOHNTE
HERMANN WISSMANN
JG. 1902
VERHAFTET 1933
ERMORDET 1933 IN
LAGER HEUBERG

HIER WOHNTE
ADOLF KEHRER
JG. 1893
EINGEWIESEN 1933
'HEILANSTALT' WEINSBERG
ERMORDET 16.7.1940 IN
'HEILANSTALT' GRAFENECK



HIER WOHNTE
DR. WALTER PINTUS
Jg. 1880
VERHAFTET 10.11.1938
DEPORTIERT
DACHAU
ERMORDET